



KARTOFFELKRIMIS

VON
VIOLETTA MEIER, CAROLIN TRATZ,
LUKAS RYLL, LEONORE OESTREICH, MARTIN RYLL

Stiftung Otto Eckart
Kinder lesen und schreiben für Kinder e.V.

KARTOFFELKRIMIS

verfasst
von den Schülerinnen und Schülern

Violetta Meier, Carolin Tratz,
Lukas Ryll, Leonore Oestreich und Martin Ryll

beim
Kinder und Jugendfest „JuKi“
am 28. Juli 2012
in der Kultfabrik München



Inhalt

Die dunkle Seite der Knolle	6
<i>Vorwort von Gitta Gritzmann</i>	
Grüße vom Kartoffelkönig aus dem Kartoffelmuseum	7
<i>Vorwort von Martin Schütz</i>	
Antworten	9
<i>Violetta Meier, 15 Jahre</i>	
Chips-Chaos.....	17
<i>Carolin Tratz, 17 Jahre</i>	
Es fängt alles an mit Kartoffelbrei	25
<i>Lukas Ryll, 14 Jahre</i>	
Freund oder Feind	43
<i>Leonore Oestreich, 15 Jahre</i>	
Gift, Machenschaften und Kartoffeln	51
<i>Martin Ryll, 14 Jahre</i>	
Vorstellung der Autoren	57
Impressum	62
Abbildungsnachweise	62



Die dunkle Seite der Knolle ... Vorwort von Gitta Gritzmann

Das Jugend- und Kinderfest 2012 - ausgerichtet u.a. von den Stiftungen Otto Eckart, Castringius, BayWa sowie dem Sozialreferat der Landeshauptstadt München und der Kultfabrik - brachte die Knollen ins Rollen...

Nach einem musikalischen Auftakt durch das One World Project (s. Seite 62) führte Museumsleiterin Barbara Kosler unserer Gruppe hoch motivierter junger Autorinnen und Autoren aus Bad Aibling und München ihr spannendes Kartoffelmuseum vor. In der facettenreichen Sammlung von Exponaten und Bildern dreht sich alles um die Kartoffel, von ihrer ersten Reise nach Europa über ihre Geschichte als Kernlebensmittel bis zu ihrer Nutzung als Rohstoff. Tatsächlich verdankt die Knolle keinem geringeren als dem Preußenkönig Friedrich II. in Deutschland ihren Siegeszug von der Fürstenspeise bis hin zum „Arme-Leute-Essen“.

Motiviert durch die beeindruckend dokumentierte Karriere der Feldfrucht machten sich die jungen Autorinnen und Autoren dann ans Werk, auch die dunkle Seite der Knolle zu erforschen. Warum ist sie „Freund und Feind“ zugleich? Welche kriminellen Machenschaften stecken hinter „Solanin S“? Das sind nur einige W-Fragen, die in das faszinierende Genre der Kartoffelkrimis führen. Nach einem spannenden Einstieg ins Thema „Kriminalgeschichten schreiben“, entwickelten die Schülerinnen und Schüler zunächst verschiedene Steckbriefe für ihre Hauptfigurenfindung. So wurden etwa die Zwillinge Ludwig und Yann Berger zum Leben erweckt und dann in eine faszinierende und psychologisch hintergründige Geschichte verwickelt. Ebenso erging es Hyazintia Erdblümchen oder „Al Potatoo“, dem gefährlichen Kartoffelgangster, den Lisa Wurm durch eine ihrer sehr originellen Illustrationen erschaffen hat.

Der vorliegende Band nimmt Sie mit auf Reisen in die Welt der Phantasie. Begeben Sie sich auf Spurensuche und entdecken Sie das kriminelle Potenzial einer bedeutenden Erdfrucht, deren (wahre) Identität und mysteriöse Biographie nur zu lange im Dunkeln lag . . .

Grüße vom Kartoffelkönig aus dem Kartoffelmuseum Vorwort von Martin Schütz

*Vom Vater hab ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren.
(Johann Wolfgang von Goethe)*

Egal, vom wem auch immer unsere jungen Autorinnen und Autoren die „Lust zum Fabulieren“ haben: man kann ihnen nur gratulieren, dass sie diese großartige Begabung erkannt haben und, wie man nun auch an diesem Bändchen sieht, mit großer Freude einsetzen. So entstand (mit der umsichtigen Hilfe von Frau Gritzmann, die seit vielen Jahren mit Fingerspitzengefühl, Anregungen und der Vermittlung der notwendigen Techniken junge Menschen dazu animiert, ihre Gedanken und Phantasien schriftstellerisch zu Papier zu bringen) im Rahmen des Kinder- und Jugendfestivals „JuKi“ am 28. Juli 2012 das vorliegende Bändchen. Der Ort des Geschehens, die Kultfabrik am Münchner Ostbahnhof, gab das Thema vor, denn hier stand mit dem Unternehmen *Pfanni* einst die größte Kartoffelküche Europas. Daran erinnert immer noch *Das Kartoffelmuseum*, das - weltweit einzigartig - den kunst- und kulturgeschichtlichen Aspekten dieser bescheidenen Feldfrucht gewidmet ist.

Hier kann man erfahren, welche Rolle die Kartoffel in Geschichte und Gegenwart, bei Armen und Reichen, als Lebensmittel und Industrierohstoff, als Kultobjekt und Kunstgegenstand - oder eben auch als literarische Vorlage spielt. Sogar einem richtigen *Kartoffelkönig* begegnet man hier ... (Sie finden ihn am Schluß dieses Bändchens).

Seien Sie gespannt, was unsere Autoren kriminaltechnisch aus der Kartoffel herausgeholt haben; seien Sie in diesem Zusammenhang aber auch vegewissert und beruhigt, dass unsere peniblen Lebensmittelgesetze und Qualitätskontrollen nichts mit *Fabulieren*, sondern ausschließlich mit genüßlichem *Schnabulieren* zu tun haben.

In diesem Sinne wünschen wir Ihnen „Guten Appetit“ beim Lesen und Genießen der Karotffelkrimis!



Antworten

Violetta Meier, 15 Jahre

Prolog

„Warte bitte ... Das wird niemals durchgehen, jemand wird es irgendwann aufdecken.“ Seine Stimme zitterte vor Angst, doch es schien den Mann im schwarzen Trenchcoat nicht zu interessieren. „Du hattest schon genug Zeit, und wir hatten schon genug Geduld.“ Sein Blick huschte zur zierlichen Person, die schräg hinter ihm stand. Er konnte erkennen, dass sie ihm zunickte. Als er sich ihm wieder zuwandte, war sein Blick kalt und starr. Er fuhr mit seiner Hand in seine Jacke und zückte die Pistole.



1. Kapitel

„Guten Tag, ja... ok... sicher, wann? ...Mhm. Ich rufe sie zurück.“ Alex Cory legte den Hörer auf, dann seufzte er.

„Um was geht es?“ „Es ist ein Mann verschwunden. Jim Mathews.“

„Wann ist das passiert?“

„Gestern Abend...“, er sah kurz auf seine mit Gold verzierte Armbanduhr „... das war vor ungefähr 15 Stunden.“

„Nun ja, am besten du sagst der Familie, dass sie sich keine Sorgen zu machen brauchen. Er ist ja noch nicht lange weg. Wie alt ist er denn?“

„Er ist, soweit ich mich erinnere, um die 19.“

„Hast du gefragt, ob sie schon bei Freunden angerufen haben, vielleicht ist er da.“

„Hast Recht.“ Alex nickte geistesabwesend. „Ich werde noch mal anrufen.“

Es wunderte Lewis Donovan, dass sein Kollege nicht voll bei der Sache war. Seit sie das Kommissariat zusammen gegründet hatten, war er jeden Tag voller Elan zur Arbeit gekommen und hatte alles mit pingeliger Sorgfalt erledigt. Lewis wurde aus seinen Gedanken gerissen, als Alex aufgelegt hatte.

„Also...?“ Langsam nervte es ihn, dass er Alex alles aus der Nase ziehen musste. „Sie haben etwas ziemlich merkwürdiges erzählt.“ Er räusperte sich. „Sie haben erzählt, er hätte mit jemandem telefoniert und ist dann auf einmal aufgesprungen und aus der Wohnung gerannt.“ Er sah Lewis fragend an: „Was hältst du davon?“ „Na ja, zurzeit haben wir ja sowieso nicht so viele Fälle, also können wir ja mal bei der Familie vorbeischauen.“ „Ok.“ Er stand auf und nahm sich seine Jacke. „Kommst du?“



2. Kapitel

„Sie wissen also wirklich nicht, wieso er weg gegangen sein könnte?“ Das war so circa das fünfte Mal, dass Alex Jim Mathews Mutter das fragte. Und wie alle Male zuvor schüttelte sie den Kopf und beteuerte, dass sie keine Ahnung hätte. Lewis wollte endlich vorankommen, also fragte er sie, ob er das Telefon haben könnte. Diese bejahte und ging es aus dem Nebenzimmer holen. „Ich glaube echt nicht, dass wir hier weiterkommen, der wird nur bei einem Freund sein.“ Alex fühlte sich sichtlich unwohl. Doch bevor Lewis ihn fragen konnte, was los ist, kam Mrs. Mathews zurück und gab ihm das Telefon. Lewis war froh, dass dieses modern war, sonst hätte man die Anruferliste kompliziert einfordern müssen. So konnte er sie einfach auf dem Display abrufen. Er sah einen 5-minütigen Anruf um die richtige Zeit. Schnell holte er einen Notizzettel und einen Stift aus seiner Jackentasche und schrieb die Nummer auf. „Lass mal sehen!“ Alex schnappte sich den Zettel, sah ihn sich an und steckte ihn in seine Hosentasche. Dann fragte er Mrs. Mathews nach einer Toilette und ging aus dem Zimmer. „Kennen Sie die Nummer?“ fragte Lewis Donovan und reichte Jims Mutter das Telefon. Sie sah kurz auf das Display und erklärte ihm, dass sie die kleinen Zahlen nicht lesen könne. Also schrieb Lewis die Nummer noch mal auf. Leider kannte sie sie nicht. Lewis steckte den Zettel ein, verabschiedete sich und ging zur Tür. Im Gang traf er Alex, der sich die Familienfotos ansah, die an der Wand hingen. Mrs. Mathews deutete auf eines der Fotos: „Das ist Jim.“ Lewis sah ihn sich genauer an. Er sah nicht so aus, als ob er einer wäre, der einfach so von Zuhause wegläuft.

Sie verabschiedeten sich und fuhren zurück ins Kommissariat.

Dort angekommen hängten sie ihre Mäntel auf, und Lewis bat Alex um den Zettel mit der Nummer. Alex kramte in seinen Taschen: „Ich finde ihn nicht, vielleicht ist er heraus gefallen.“ Alex machte ein ratloses Gesicht. „Kein Problem, ich hab die Nummer noch mal abgeschrieben“, fiel Lewis ein.

Während Lewis die Nummer in seinen Computer tippte, starrte Alex ihn verärgert an. Als Lewis von seinem Laptop aufsaß, hatte Alex seinen Gesichtsausdruck wieder unter Kontrolle.



3. Kapitel

„Ich hab's!“ rief Lewis. Er hatte die Nummer in eine Suchmaschine eingegeben und es kam heraus, dass sie einem gewissen James Dust gehört. Sie fuhren zu ihm, riefen von unterwegs Jim Mathews Mutter an und fanden so zu Lewis Erstaunen heraus, dass James Jims 34-Jähriger Bruder war. Was konnte Jim nur so aufgeregt haben?

„Guten Tag, Lewis Donovan, Kriminalkommissar. Wir suchen...“ weiter kam er nicht, denn James schlug den Ermittlern die Tür vor der Nase zu. Verdutzt sahen sie sich an. Alex machte den Vorschlag, einfach wieder zu gehen, aber jetzt hatten sie endlich eine erste Spur, und Lewis wollte nicht aufgeben. Also schlichen sie sich um das Blockhaus herum und gingen vorsichtig durch den verwilderten Garten. Sie duckten sich hinter einem Rosenbusch, von wo sie einen guten Blick durch die verglaste Tür hatten. Man konnte James Mathews sehen, der im Wohnzimmer auf und ab ging. Das ging ca. fünf Minuten so, bis auf einmal Jim auftauchte. Lewis Augen wurden groß, sein Verdacht hatte sich also bestätigt. Die beiden schienen unter einer Decke zu stecken, denn Jim sah absolut unverletzt aus. Auf einmal kam es zu einem Stimmungswechsel im Raum, und die Brüder schienen heftig zu diskutieren. Lewis näherte sich dem Haus noch ein wenig mehr, doch er konnte trotzdem nur einige Gesprächsfetzen aufschnappen. „...nicht machen.....Kart.....wieso denn.....heute Abend.....endlich.....treffen...“ Mehr konnten die Kommissare leider nicht verstehen, also zogen sie sich langsam zurück.

„Na dann“, stellte Alex fest und seufzte: „das heißt dann wohl, wir bewachen das Haus, bis sie heute Abend jemanden treffen.“ Lewis nickte und fügte in Gedanken hinzu, dass sie wohl auch mal über Alex sprechen müssten.

Nach vier Stunden warten im Auto waren sie im Fall `Jim Mathews` noch nicht weitergekommen, aber es war geklärt, warum Alex so abwesend gewirkt hatte. Nach einigen Ausflüchten hatte er zugegeben, dass er Geldprobleme hatte, da das Kommissariat in letzter Zeit nicht so gut lief. Deshalb hatte er sich nach einem anderen Job umgesehen und wusste nicht, wie er es seinem langjährigen Kollegen erklären sollte. Denn eigentlich wollte er ihn nicht fallen lassen.

Weitere vier Stunden später, gerade als die beiden kurz davor waren einzuschlafen, tat sich etwas. Als erstes ging das Verandalicht an. Daraufhin kamen die beiden Brüder aus dem Haus und liefen auf die andere Straßenseite. Sie hatten beide schwarze Kapuzenpullis an und sahen sich flüchtig um. Sie stiegen in einen schwarzen BMW und fuhren los. Sofort starteten auch Alex und Lewis ihren Wagen und fuhren ihnen in angemessenem Abstand nach. Schnell wurde klar, dass sie nicht weit fahren würden, denn die Brüder hatten kein Gepäck mitgenommen und fuhren weitestgehend auf abgelegenen Landstraßen.

4. Kapitel

Dann war es endlich soweit. Lewis parkte ihr Auto eine Seitenstraße weiter als ihre Zielpersonen und dann folgten sie ihnen. Es war schwierig, sie nicht zu verlieren, da es mittlerweile stockdunkel geworden war und es außer den Straßenlaternen, die nur im Abstand von ca. 50 Metern standen, keine Beleuchtung gab. Kurze Zeit später blieben die Geschwister hinter einer Kreuzung stehen. Sie waren am Hafen angekommen und das Wasser plätscherte leise an die Kaimauer zu ihren Füßen. Dort standen sie geschlagene 10 Minuten, ohne sich zu rühren. Die Anspannung wuchs merklich. Die Kommissare warteten ruhig hinter einem Container und versuchten, sich nicht zu bewegen.

Ohne, dass es zunächst jemand bemerkt hätte, tauchte plötzlich nur 10 Meter entfernt von Jim und James ein Mann in einem schwarzen Trenchcoat auf. Hinter ihm stand eine zierliche Person, deren Gesicht man wegen der Dunkelheit nicht erkennen konnte. „So sieht man sich also wieder. Letztes Mal hat euch nur die Gnade von meinem Boss gerettet, ich hätte euch erschossen, aber jetzt...“ Die Stimme des Mannes war eiskalt und seine ungewöhnlich hellen Augen schienen die Dunkelheit zu durchbrechen. James trat einen Schritt vor seinen kleinen Bruder. Er hatte den Kopf erhoben, doch Lewis sah an seinen verkrampften Händen, dass er Angst hatte. „Ich... ich habe es mir anders überlegt.“ James Gesichtsausdruck verriet Verzweiflung „Ich werde weiterhin von ihnen kaufen. Auch zu dem erhöhten Preis.“ Die Augen des anderen Mannes verengten sich. „Nun ja, das hört sich erfreulich an.“ Er warf einen Blick zu der Person hinter ihm. Diese schüttelte unmerklich den Kopf. „Nun ja...“ fuhr der Mann fort „... aber leider wisst ihr jetzt zu viel. Tja.“



Seine Augen glänzten spöttisch. „Das hättet ihr euch wohl besser früher überlegen sollen. Hättet ihr unser Angebot letzte Woche angenommen, ab jetzt ein Pfund Saat für 12 € zu kaufen, wäre das alles nicht passiert und ihr könntet jetzt weiterleben...nun ja.... Pech gehabt.“ Er zückte die Pistole.

Das war einer der Momente, in denen Lewis Gehirn schneller arbeitete und sich alles um ihn herum wie in Zeitlupe abzuspielen schien. Der Mann hatte etwas von Saat erwähnt, die James nicht mehr bezahlen wollte. Daraus schloss er, dass James möglicherweise Bauer war. Nun erinnerte er sich auch noch an die Bilder, die in Mrs. Mathews Gang hingen. Auf einem war James abgebildet gewesen, wie er auf einem Traktor saß. Zu der Zeit war es ihm unwichtig erschienen, aber jetzt erkannte er, dass er einen fatalen Fehler begangen hatte.

Als die zierliche Person mit dem Kopf genickt hatte, war kurz etwas Licht von der Laterne auf ihr Gesicht gefallen. Ein Gesicht, das Lewis bekannt vorkam. Auf einmal fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Die Person war letzte Woche in der Zeitung abgebildet gewesen. Ihr Name war Alicia. Sie war die Eigentümerin einer Genkartoffelsaat-Firma. Der Preis der Saat war von 7 € auf 12 € erhöht worden, und es war dem Journalisten ein Rätsel geblieben, warum die Bauern das mitmachten. Jetzt wusste er, dass sie offenbar erpresst wurden. Worin dabei Jims Rolle bestand, wusste er allerdings noch nicht. Klar war ihm aber, dass er etwas tun musste! Also sprang er hinter dem Container hervor und schrie: „Stopp!“

Kurz herrschte Hektik. Jim und James fuhren herum, und der Mann im schwarzen Trenchcoat richtete jetzt seine Pistole auf Lewis. Daraufhin sprang auch Alex aus seinem Versteck und erhob seine Pistole gegen Alicia. Lewis war klar, dass er die Situation irgendwie retten musste, also versuchte er es mit leichter Konversation: „Also...“ begann er „was ich noch nicht so ganz verstanden habe ist, was Jim mit der ganzen Sache zu tun hat.“ Kurz sahen ihn alle nur an, als hätte er den Verstand verloren, doch dann begriff Jim, dass Lewis versuchte Zeit herauszuschinden. Also antwortete er: „Ich hab an ein paar Kumpels Drogen vertickt und hatte deshalb relativ viel Geld. Als bei James die Saatpreise gestiegen sind, wollte er eigentlich aussteigen und normale Kartoffeln anbauen. Das haben die Genkartoffelhersteller jedoch nicht zugelassen. Also habe ich ihm etwas Geld geliehen. Als die Saatverkäufer davon Wind bekommen

haben, wollten sie, dass ich das Ganze auch weiterhin sponsere. Ich wollte das aber nicht.“ Mittlerweile hatte er sich ganz schön in Fahrt geredet, also unterbrach James ihn: „Dann haben sie mir gedroht, uns beide umzubringen, wenn wir nicht zahlen.“ Während der ganzen Geschichte hatten die beiden Kartoffelverkäufer Jim und James fest im Blick. Deshalb hatten sie nicht gemerkt, wie Lewis sich ihnen heimlich genähert hatte. Die Augen des Mannes und seiner Chefin weiteten sich vor Entsetzen, als Lewis sich plötzlich auf den Mann im Trenchcoat stürzte. Doch im selben Moment löste sich ein Schuss – in Richtung Alex Cory....



Chips-Chaos

Carolin Tratz, 17 Jahre

Ich wusste, dass ich mich nicht besonders beliebt machte, als ich den Werbeauftrag der Kartoffelchipsfirma Prickle ablehnte, insbesondere bei solchen Kollegen wie Sabrina Faust, die schon mindestens sechs Jahre länger in der Lebensmittelwerbebranche arbeiteten als ich. Was mich anbelangte, ich hatte erst vor einem guten Jahr bei Food Publicities angeheuert, aber ich hatte einen raschen Sprung auf der Karriereleiter hingelegt. Nach einem dreiviertel Jahr war ich zur Abteilungsleiterin der Werbegruppe für Genussgüter geworden. Dass ich dorthin gelangt war, hatte zwei Gründe – erstens, weil ich einen Namen habe, den man sich leicht einprägen kann, weil er so einzigartig ist, Hyazintia Erdblümchen nämlich, und zweitens, weil ich davor jahrzehntelang mit meinem Bruder die Kartoffelfarm meiner Eltern weitergeführt hatte. Irgendwann hatte ich es satt gehabt. Ständig Kartoffeln! Da muss man doch wahnsinnig werden! Und dann hatte mein Bruder die exzellenten Kartoffeln meiner Eltern an Prickle verkaufen wollen. Ich hatte Chips nie ausstehen können, ganz speziell von dieser Firma nicht. In diesen Chips war kaum noch Kartoffel, vielmehr fanden sich darin Geschmacks-, Konservierungs- und Farbstoffe. Die Süchtigmacher nicht zu vergessen! Unsere Ware dorthin zu liefern, hatte ich nicht zulassen können. Das wäre Kartoffelschändung erster Güte gewesen! Jedenfalls hatte ich mich deshalb mit meinem Bruder zerstritten, so schlimm, dass ich letztendlich einen neuen Beruf gesucht hatte. Meinen Bruder hatte das nicht davon abgehalten, unsere Kartoffeln nun an Prickle zu verkaufen. Und jetzt saß ich hier, in Food Publicities, mit einer persönlichen Abneigung gegen das, was Prickle aus meinen Kartoffeln machte, und dachte selbstverständlich nicht daran, für diese Firma Werbung zu machen oder machen zu lassen.

Sabrina Faust bedrängte mich schon den ganzen Vormittag. Ich wusste, dass sie schon länger hier war als ich und mit allen Mitteln versuchte, diesen Auftrag zu bekommen. Sie witterte Aufstiegschancen darin. Aber nicht mit mir als ihrer Chefin. „Frau Faust, seien Sie vernünftig“, ließ ich sie kühl abprallen. „Ich bin diejenige, die die Aufträge annimmt oder ablehnt. Und ich habe gute Gründe, diesen abzulehnen. Es ist nicht der letzte Auftrag, den wir je bekommen werden. Es gibt auch noch Salamisticks. Und Bonbons in Katzenform!“

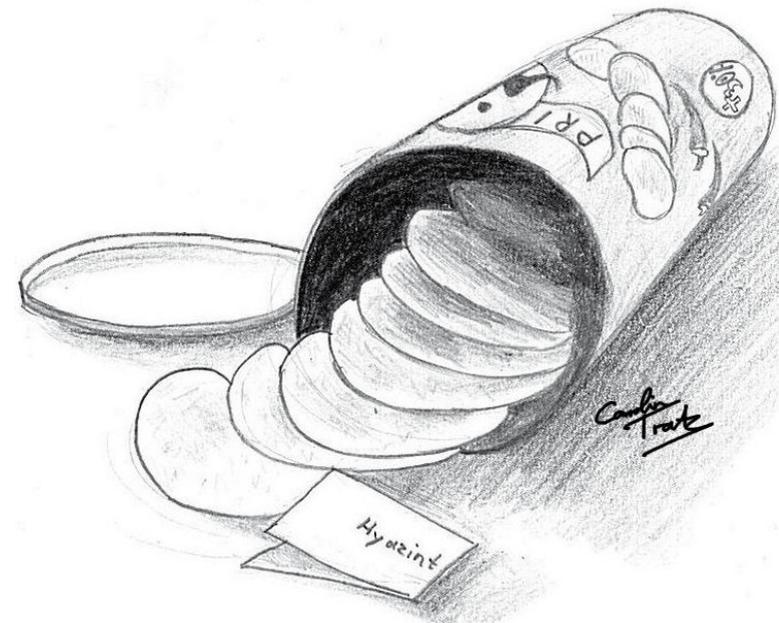


An diesem Abend kam ich ziemlich genervt nach Hause, warf meinen Mantel über die Schuhe, die ich am Eingang ausgezogen hatte, und ließ mich auf mein Sofa im Wohnzimmer plumpsen. Aus der Küche hörte ich es brutzeln und der Geruch von Bratwürsten wehte zu mir herüber. Mein neuer Freund Peter kochte für mich. Peter und Hyazintia – noch unterschiedlicher konnten zwei Namen nicht sein. „Dein Bruder hat angerufen, Schnäuzchen“, informierte mich Peter. Ich mochte seine komischen Spitznamen nicht. „Ach ja? Und was wollte er?“, fragte ich. Peter kam Schultern zuckend und mit zwei Tellern in der Hand zu mir herüber, um sich zu mir zu setzen. „Keine Ahnung. Wollte wissen, wie’s dir geht oder so. Kannst ihn ja mal zurückrufen.“ Ich nickte, obwohl ich nicht daran dachte, ihn so bald anzurufen. Vorerst hatte ich genug von ihm. „Aber jetzt hab ich erst mal Lust auf einen Film“, wechselte ich das Thema. Peter und ich sahen uns fast jeden Abend einen Film an, meistens irgendwelche Horrorstreifen oder Thriller. Wenn die Arbeit ermüdend gewesen war, musste der Abend das umso extremer ausgleichen.

Am nächsten Tag gab es keine Diskussionen in der Werbefirma, was bedeutete, dass mein Tag recht entspannt war. Ich las E-Mails durch, hakte bei Color Bears nach, welche Farbe, Form und Geschmacksrichtungen die Gummibärchen hatten, nahm einige Anrufe entgegen und schrieb für meinen Chef eine Zusammenfassung der Arbeit meiner Abteilung im vergangenen Monat. Auch an diesem Abend sahen Peter und ich uns einen Film an, was hauptsächlich an ihm lag. Diesmal brauchte er einen Ausgleich, sagte er, seine Kollegen hätten ihn wahnsinnig gemacht. Im Gegensatz zu mir liebte er Chips aller Art, besonders die von Prickle. Klar, die Süchtigmacher, dachte ich mir. Aber ich wusste, dass es keinen Sinn hatte, ihn darauf hinzuweisen. Er würde trotzdem weiter diese Chips essen. Während wir beobachteten, wie ein Zombie mit einer Axt auf ein Autodach einschlug, machte Peter ein komisches Geräusch, das mich mehr erschreckte als die Szene im Film. „Was ist denn los?“, wollte ich wissen. „Hab auf irgendwas gebissen“, knirschte er. „Ja, das sind Chips“, scherzte ich, doch er holte etwas aus seinem Mund. Ich betrachtete ihn leicht angewidert, um ihm zu zeigen, wie „appetitlich“ ich das fand. Was er verduzt begutachtete, war ein einfach gefalteter Zettel. Als er ihn öffnete, erstarrte ich. Maschinell abgedruckt stand dort: Hyazintia, du hast deine Chance verpasst. „Was soll das?“, kreischte ich. „Beruhig dich“, sagte Peter. „Woher weißt du denn, dass du gemeint bist?“ „Wie viele andere Hyazintias kennst du denn noch?“, fuhr ich ihn an. War diese Chipsdose

manipuliert? Nur diese eine? Aber dann musste der Manipulator gewusst haben, dass Peter mein Freund war und dass er die Chips bei mir essen würde ... Und wenn es nicht nur diese eine Dose war? Wenn alle Prickle-Esser jetzt diesen Zettel lasen? „Selbst wenn du gemeint bist“, fuhr Peter fort, „was sagt der Zettel denn aus? Gar nichts!“ Aber ich hörte Peter kaum mehr zu. Meine Gedanken waren in einer Blase gefangen. Da will mich jemand unter Druck setzen. Was will er mir sagen? Was will er von mir? Chance verpasst ... Wo hatte ich meine Chance verpasst? Bei Prickle, deren Werbeauftrag ich abgelehnt hatte? Aber dadurch hatte ich nichts verpasst. Nicht ernsthaft. Die einzige wirklich verpasste Chance war das gewesen, was mein Bruder nun tat. Kartoffeln an Prickle zu verkaufen und sich eine goldene Nase dabei zu verdienen. Wollte er mich nun öffentlich schikanieren? Ich sprang auf und griff nach dem Telefon. Wählte die Nummer von Helge Erdblümchen, meinem Bruder. Es tutete, aber niemand hob ab. Den ganzen Abend lang nicht.

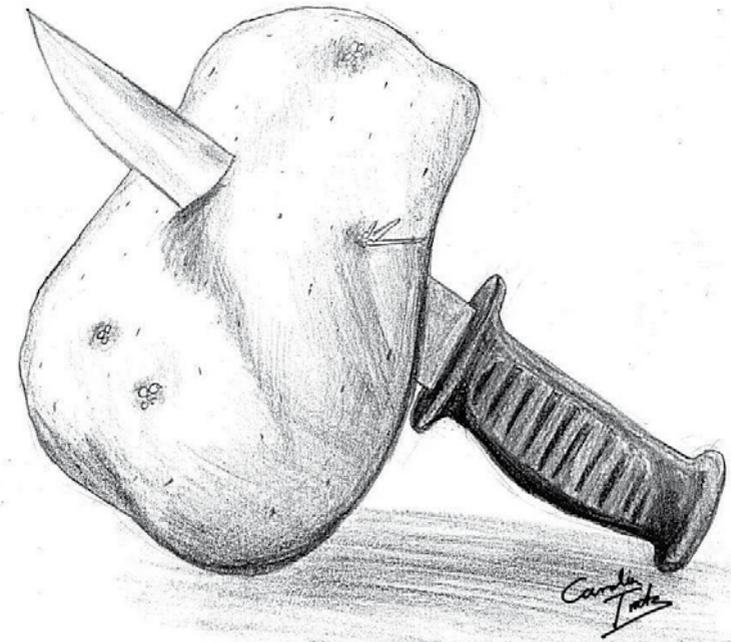
Als ich am nächsten Tag in der Arbeit war, waren meine Nerven zum Zerreißen gespannt. In der Mittagspause kam ich nicht umhin, meine



Mitarbeiter beiläufig zu fragen, ob sie in letzter Zeit Prickle-Chips gegessen hatten. Wer konnte noch von dem Zettel wissen, wenn sie in allen Dosen waren? Aber die Rückmeldung war zugleich erleichternd als auch Neugier schürend: Drei meiner Mitarbeiter hatten schon seit Monaten keine Chips mehr gegessen. Caspar Haus aß nur Chips einer anderen Marke und Sabrina Faust erklärte, sie esse überhaupt keine Chips, weil sie eine Allergie habe. Keiner hatte die persönliche Drohung gelesen. Aber ich wusste nach wie vor nicht, ob sie verbreitet war. Noch an diesem Nachmittag fuhr ich persönlich zu Helge.

Der Bauernhof hatte sich verändert, seit ich weg war. Helge hatte die Fassade des Wohnhauses erneuern lassen und ich registrierte, dass eine der zwei Erntemaschinen eine Neuanschaffung war. Helge, der im Luxus lebt. Helge, der mich im Nachhinein lächerlich machen will? Entschlossen stapfte ich auf das Wohnhaus zu und klingelte. Als mein Bruder, ein kleiner, untersetzter Mann mit lichtem Haar und roten Wangen, öffnete, überfiel ich ihn sogleich mit Fragen. „Hast du ein Abkommen mit Prickle? Willst du mich in den Ruin treiben? Lächerlich machen? Willst du mir zeigen, wie toll du es mit Prickle hast? Warum hast du mich angerufen?“ Überrascht hob Helge seine Hände auf Brusthöhe, wie um seine Unschuld zu beteuern. „Ich hab keine Ahnung, wovon du sprichst, Zinti“, behauptete er. „Wegen dem Anruf, da wollte ich wissen, wie’s dir geht, weil wir uns schon lange nicht mehr gesehen haben und so weiter. Wollte dich mal einladen. Und jetzt bist du ja auch da.“ „Aber durch was für eine Einladung!“, antwortete ich patzig, als ich zu ihm ins Haus trat. Trampelte. In Seelenruhe bat Helge mich, mich hinzusetzen, damit wir alles besprechen konnten. Er ließ sich mir gegenüber nieder, nachdem er die Kaffeemaschine eingeschaltet hatte. „Du bist ja ganz schön aufgeregt“, stellte er fest. „Erzähl mir doch mal, um was es geht.“ Eine Sekunde lang zögerte ich. Ich überlegte, ob das eine Strategie war, ihn unschuldig, unwissend wirken zu lassen. Doch schließlich entschloss ich mich dazu, vernünftig mit ihm zu reden. Das war wahrscheinlich die einfachste Form, die Sache wie Erwachsene untereinander zu regeln. Ich hatte keine Lust, die Polizei involvieren zu müssen. Also erzählte ich Helge von dem Zettel in der Chipspackung und meiner Sorge, es könne eine öffentliche Schikane sein. Helge stand auf, stellte mir einen Espresso hin, an dem ich traurig nippte, und verließ dann zu meiner Überraschung den Raum. Er kehrte erst zurück, als ich mit meinem Espresso fast fertig war, drei Prickle-Dosen in den Händen. „Ich schlage vor, wir sehen

einfach nach, ob sich auch in diesen Packungen Zettel befinden“, sagte Helge. Mein Blick war beinahe fiebrig, als er die Dosen öffnete. Achtlos schüttelte er den ganzen Inhalt auf den Tisch. Zwischen insgesamt 750 Gramm Chips rutschten auch drei Zettel auf das Holz. Mein Herz blieb fast stehen. Mit zittrigen Fingern griff ich nach dem Papier und entfaltete es. Zweimal derselbe Spruch wie der, den ich schon kannte. Der dritte ein anderer. Du verspielst Geld und Zeit aus reiner Laune, Hyazintia. „Hört sich das für dich nicht an wie Drohungen?“, würgte ich. „Ich habe meine Chance verspielt und kriege keine neue. Ich verschwende Zeit und Geld, das ich nicht mehr haben werde. Da will mich jemand unter Druck setzen!“ „Ich jedenfalls nicht“, stellte Helge klar. „Und das weißt du auch, tief in dir drin. Ich habe nichts davon, wenn ich dich erpresse. Ich mache mein Ding und du deines, aber das heißt nicht, dass ich dich nicht mehr als meine Schwester liebe.“ „Du wirst mir helfen?“ „Aber sicher! So



sehr wie ich dir zu helfen imstande bin“, versprach Helge. Ich hätte nicht geglaubt, dass ich ihm nach unserem Streit jemals wieder so dankbar sein würde. Sofort drückte ich ihn. Als ich ihn wieder losließ, tranken wir einen weiteren Kaffee und überlegten, wer die Zettel verteilt haben könnte und mit welchem Motiv. Ich blieb stur, was die Einbeziehung der Polizei betraf. Also nahmen wir die Sache komplett selbst in die Hand. „Fangen wir doch mit dem Motiv an“, schlug Helge vor. Ich war mir sicher. „Erpressung“, schoss ich heraus. „Aber wozu sollst du erpresst werden?“, gab mein Bruder zu bedenken. „Ich meine, die Zettel enthalten keine Geldforderungen oder dergleichen. Keine Hinweise auf Handlungen, die du tätigen sollst.“ „Ich habe einen Werbeauftrag abgelehnt. Von Prickle!“, ließ ich ihn wissen. „Sicher wollen die erreichen, dass ich es bereue und ihn doch annehme.“ „Gibt es nicht noch mehr Lebensmittelwerbefirmen als Food Publicities?“, erwiderte Helge. „Prickle hat doch die freie Auswahl. Warum sollten sie ausgerechnet an euch festhalten? Und warum wirst immer nur du genannt, nicht etwa dein Chef oder eure Firma selbst?“ „Woher soll ich denn das wissen!“, blaffte ich ihn an. Nachdem ich kurz durchgeschnauft und mich wieder beruhigt hatte, sagte ich: „Aber Food Publicities hat einen Preis für die sehr gute und kreative Arbeit der Genussgüterabteilung bekommen. Unter meiner Leitung. Das könnte doch ein guter Grund sein, die Zettel an mich zu adressieren. Ein so großes Unternehmen wie Prickle will eben nur die beste Werbung.“

Helges Geschäftsbeziehung sei Dank! Knapp eineinhalb Stunden später befanden wir uns in einer der Produktionshallen von Prickle. Mein Bruder hatte vorgegeben, sich über die Verwertung seiner Kartoffeln erkundigen zu wollen und ich hatte mich als eine seiner Mitarbeiterinnen ausgegeben. Nun wurden wir – Hauben auf den Köpfen und Handschuhe angezogen – von einem Manager durch die Hallen geführt. Der Mann sah irgendwie dämlich aus mit seinem feinen Anzug und dann den hygienischen Körperschützern. Überhaupt, die Führung langweilte mich. Es interessierte mich einen feuchten Kehricht, wie die Kartoffeln gesäubert, geschält und zerstampft wurden. Die Extrazutaten wollte ich gar nicht so genau kennenlernen. Darum hielt ich meine Augen einfach offen, um vielleicht eine Maschine auszumachen, die Zettelchen in Dosen verteilte. Ich fand nichts dergleichen. „Entschuldigung“, unterbrach ich den Manager. „Ich hätte da eine Frage. Haben Sie nicht ab und zu kleine Extras in den Chipsdosen? Wo werden die denn abgefüllt?“ „Wir haben

im Moment keine kleinen Bälle, Frisbees oder Sammelkarten, wenn Sie das meinen. Die entsprechende Maschine ist nicht in Betrieb und kann auch unter keinen Umständen besichtigt werden.“ Doch nun eilte Helge zu meiner Unterstützung. „Mich würde es allerdings auch sehr interessieren“, sagte er. „Kürzlich habe ich seltsame Zettel in gleich drei Packungen gefunden, adressiert an eine gewisse Hyazintia. Soll das eine Art Rätsel sein? Eine Verkaufsstrategie, um neugierig zu machen?“ „Tut mir leid, aber über Vereinbarungen mit Geschäftspartnern sprechen wir nicht“, gab der Manager kühl zurück. Damit war für ihn das Gespräch beendet. Mir aber schwirrte der Kopf. Geschäftspartner? Was sollte das bedeuten? Diese Kampagne ging nicht von Prickle aus? Wer konnte sie dazu angestiftet haben? Warum machte Prickle mit, wenn die Firma offenbar keinen Nutzen aus der Sache ziehen konnte? Oder konnte sie es doch und war deshalb so verschwiegen? Mein Herz raste. In diesem Augenblick war ich mir sicher, in eine Verschwörung geraten zu sein.

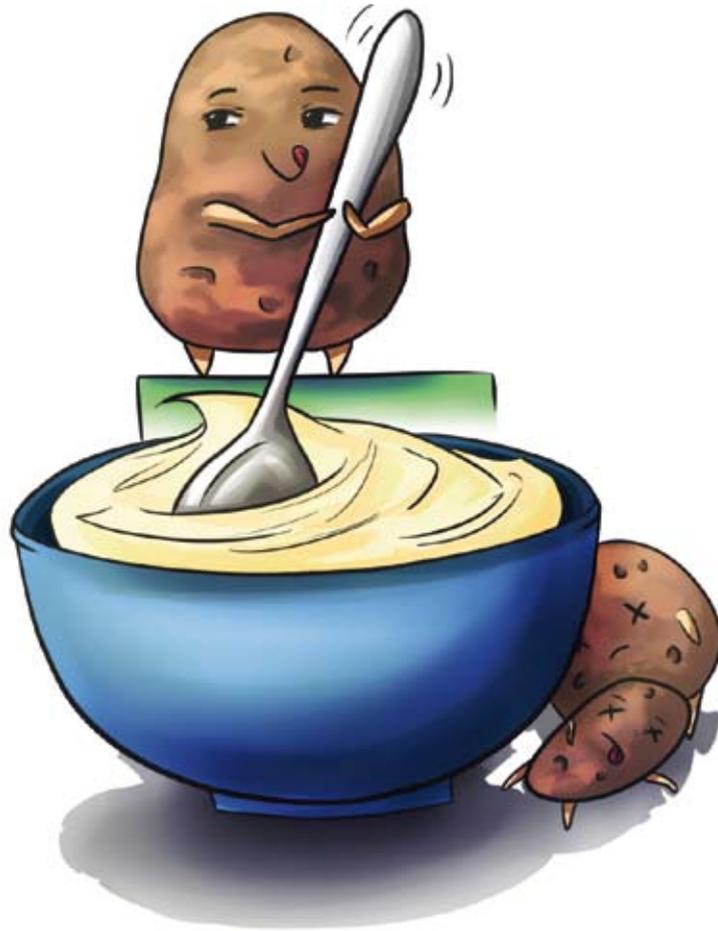
In den nächsten Tagen wagte ich nicht, mich in den Supermarkt zu begeben. Schon gar nicht zu den Chipstüten. Ich saß abwesend in meinem Büro und überlegte angestrengt, wer mein Erpresser sein konnte. Was ich tun konnte. Dann fasste ich einen Entschluss. Noch heute Abend würde ich zur Polizei gehen und Anzeige gegen Unbekannt erstatten. Die Polizei hatte andere Mittel, um Stalker ausfindig zu machen. Ich schluckte eine Kopfschmerztablette, nahm meinen Mantel und entschied, heute früher nach Hause zu gehen. Gerade, als ich den Türknauf in die Hand nahm, öffnete sich die Tür. Zum Glück ging sie nach außen auf. Sabrina Faust stand vor mir, ihre Mimik neutral, aber in ihren Armen eine ungewöhnliche Steifheit. Sie hielt mir zwei Zettel hin. „Frau Erdblümchen, ich denke, das ist für Sie. Ich habe es in meiner Chipsdose gefunden.“

Fassungslos starrte ich sie an, während meine Gedanken wie von einem Magneten zu einem Satz zusammengezogen wurden. „Frau Faust, Sie sind gefeuert.“



Es fängt alles an mit Kartoffelbrei ...

Lukas Ryll, 14 Jahre



Schon die Kleinsten können ihn essen aus versiegelten Dosen, in der Mikrowelle aufgewärmt, Alete, Hipp, und wie sie nicht alle heißen. Der naive Kartoffelbrei, püriert und halbherzig verkompliziert mit Milch, Muskat, vielleicht ein wenig Schnittlauch - dieses Sinnbild der leichten Eintönigkeit und des kartoffeltechnischen Anfangs - begegnete mir an einem Bistro, auf einem zerfledderten Poster an der orangen Wand eines recht modernen U-Bahn-Zentrums in Berlin-Mitte. Ich warf einen kurzen Blick darauf, ein Klarsichtbecher offenbarte sich, großzügig-wertlos bis zum Rand gefüllt mit dieser gelben Masse, verrottet, vergessen. Es war das Richtige für mich, ein Mittel gegen den Hunger, nicht gegen den Appetit. Nie würde Kartoffelbrei etwas anderes sein, eine Beilage, etwas, was kaum wahrgenommen wurde aber doch stets präsent war, so untertauchend, unauffällig, dass die Zeit der Rache aus dem Versteck längst überfällig war. Und ich fragte mich doch, was mich dazu bewog, gerade jetzt einen Kartoffelbrei zu bestellen. Kartoffelbrei. Sonst nichts. War es die Unlust des schieren Seins, eine Rebellion gegen alles Exzentrische und Besondere? Ein Blinzeln. Ein kurzer Blick hinter die verlassene Theke. Wo war der Verkäufer? Die banale und doch scheinbar groteske Frage regte keine Emotionen. Teilnahmslos starrte ich meine Hände an, in denen ein vereinzelter, ja verlassener, verschlossener Becher Kartoffelbrei ruhte. Ich war allein. Ein Windstoß zog bleiern kalt durch die Station. Es war der Anfang. Der Kartoffelbrei in meiner Hand war warm. Mein Blick fiel unter die Theke. Eine menschliche Hand lugte heraus. Ausdruckslos und berechnend wie ein Pathologe, der seine tausendste Leiche inspiziert, beugte ich mich hinunter. Nichts rührte sich, weder in mir, noch in der Hand. Ohne zu blinzeln berührte ich sie. Sie war warm.

Ich zuckte zurück. Nicht angeekelt, nein, sondern eingeholt von der Realität, dass soeben etwas Alltagsfremdes geschehen war, das mich überraschte. Langsam blickte ich mich um. Der Wind wehte immer noch gnadenlos durch die Station und schien mich in sich aufzusaugen, wie ein Wirbel, der alles verschwimmen lässt. Der Schatten einer menschlichen Person huschte die Rolltreppe hinauf. Ich verharrte, kalt beobachtend. Obgleich ich wusste, dass dieser Schemen etwas mit allem zu tun haben

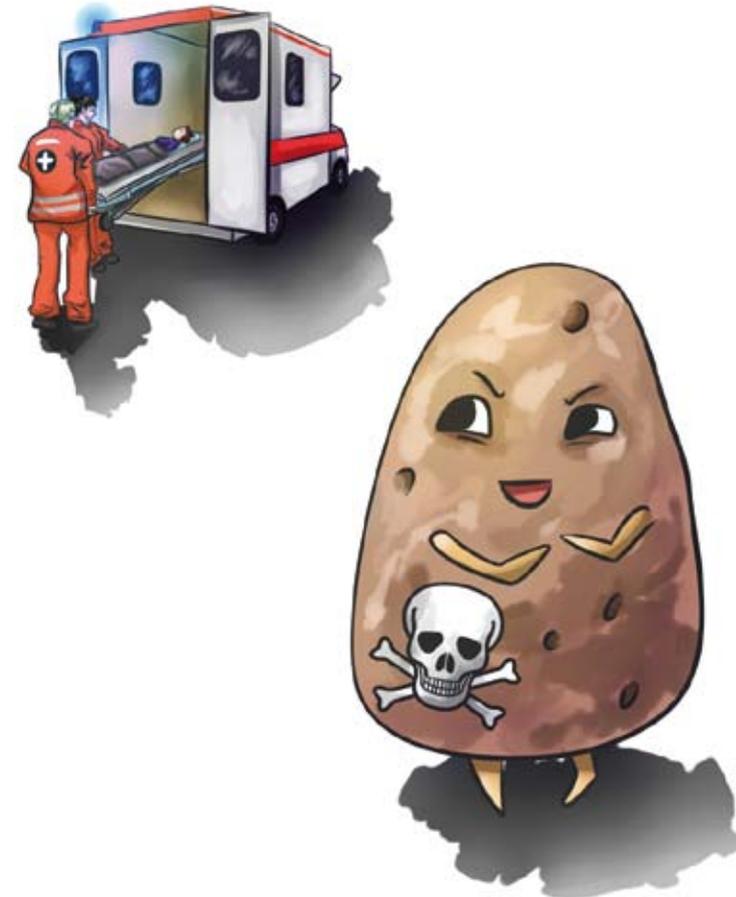


musste, verfolgte ich ihn nicht, blieb stehen, schnippte nachdenklich mit dem Finger gegen das zerfranste Plakat neben mir. Ja, das war es. Kartoffelbrei. Sonst nichts.

„Hier ist gerade etwas reingekommen.“ Gerald Tollner beugte sich über den alten, verpixelten Bildschirm, auf dem mehrere Wörter flimmerten. Der Hauptkommissar überflog die Zeilen kurz und schwang sich schließlich im Drehstuhl herum, um seine leger uniformierten Kollegen hinter ihm mit theatralisch gehobenen Augenbrauen zu fixieren. Sein sehr markantes und wie so oft offensichtlich sehr großzügig aufgetragenes Männerparfum durchwehte den Raum, und er bemerkte aus den Augenwinkeln, dass manche seiner Untergebenen diskret die Nase rümpften. „Berger. Oberhof. Sie gehen hin und sehen sich das Ganze an“, befahl er, und trotz seines heiteren Tons war zu merken, dass er keine Widerrede duldete. Ludwig Berger nickte schulterzuckend. Eine Routineuntersuchung wieder, wie sie so oft in der Hauptstadt vorkamen. Er stand auf, schüttelte sich und zog sich sein grünes Jackett über das Polizeihemd. „Was haben wir denn?“ Tollner antwortete nicht, sondern zeigte wortlos auf den Bildschirm. Berger kniff die Augen zusammen und las. U-Bahn-Zentrum Mitte. Ein Verletzter, keine Toten. Notruf von Passant eingegangen. Untersuchung und Spurensicherer angefordert.

Nachdenklich nickte Berger. „Notarzt? Krankenwagen?“, fragte er schließlich nach. Tollner nickte. „Die sind schon seit fünf Minuten dort. Aber... Berger?“ Der Kommissar, der schon im Gehen war, drehte sich um. „Ja?“ Tollner, dessen Haupthaar schon seit einer gefühlten Ewigkeit verschwunden war, kratzte sich an der Glatze, und obwohl sein Mund nur ein kontrollierter Strich war, wurde er vor Nervosität rot im Gesicht. „Ich will zuerst eine Befragung dazu haben. Das Ganze sieht mir schwer nach Körperverletzung aus. Beeilen Sie sich. Und... ein Bericht wäre auch nicht schlecht.“ Berger nickte langsam. Er ging die einzelnen Schritte noch einmal im Geiste durch und machte sich schließlich auf den Weg. Minuten später saßen er und der Spurensicherer Oberhof in einem 3er BMW, der mit voller Festbeleuchtung durch Berlins Straßen raste. Berger warf einen Blick auf das modifizierte Navi unter der Windschutzscheibe. „Haben wir noch irgendetwas Neues?“ Oberhof schüttelte kaum merklich den Kopf, während er die Dokumente genauer studierte. „Über die Verletzung können wir nichts sagen, da müssen wir auf den Sanitärbericht warten.“ Berger nickte langsam. „Wo ist es genau

passiert?“ Sein Kollege blätterte um. „Hmm... eine Art Imbissstand. Das Opfer war der Verkäufer.“ Nachdenklich kratzte sich Berger am ordentlich rasierten Kinn, während Oberhof wieder die Sirene aktivierte. „Irgendwelche Namen, Täterfahndung?“ Der andere Kommissar zuckte mit den Schultern. „Das wird wohl eine Weile dauern, aber die Streife in diesem Gebiet soll mit zwei Wagen verstärkt werden.“ Der BMW hielt quietschend auf dem pechschwarzen, erneuerten Asphalt. Die Polizisten sahen sich an, nickten kurz. Oberhof zückte einen Notizblock, während sie hastig ausstiegen. Berger blickte sich blitzschnell um, um die Situation zu erfassen. Es waren sehr wenige Passanten zu sehen, aber ein paar aufgescheucht wirkende Reisende hasteten gerade die Treppe von der U-Bahnstation hinauf. Ein Notarztwagen parkte ebenfalls wenige Meter vor ihnen. „Kommen Sie.“ Die Kommissare rannten die veraltete



Treppe hinunter in das matte Dunkel der Station. Hier war es um Einiges kühler als draußen, was zu dieser Jahreszeit ein Segen war. Schon von Weitem erkannte Berger die vielen orange-weiß uniformierten Sanitäter, die allesamt um einen Imbiss herumstanden, dessen Tresen zur Seite geschoben war. Soeben wurde der Verletzte auf eine Trage gehoben. Die Helfer sahen auf, als die Polizisten hereingestürmt kamen. „Was ist passiert?“, wollte Oberhof vom Leiter des Teams wissen. Berger ging misstrauisch aber vorsichtig hinter den Stand und sah sich um. Am Boden war ein Blutfleck zu sehen, unförmig, zweifellos vom Opfer. „Hier hat er also gelegen“, murmelte er zu sich selbst, während Oberhof hinter ihm den Lagebericht abfragte. „...und es ist alles so, wie es war, um keine Spuren zu verwischen...“, berichtete ein Sanitäter hinter Berger. Der runzelte nachdenklich die Stirn und warf einen Blick hinter den Tresen. „Herr Berger, die Situation ist abgeklärt“, meinte Oberhof hinter ihm. Berger nickte ihm auffordernd zu. „Der Verkäufer hat eine recht schwere Platzwunde am Kopf und ist bewusstlos“, fing der Kommissar an. „Er wird soeben in das nächste Krankenhaus transportiert.“ Berger nickte leicht. „Das heißt, die Befragung muss warten“, stellte er fest und entschied sich schließlich, die Fläche hinter der Theke noch etwas näher unter die Lupe zu nehmen. Auf einem langen Tisch an der Wand war eine rostige Fritteuse aufgebaut, aus der es ranzig roch und gleich daneben ein scheinbar uralter Gefrierschrank, der vor sich hin surrte. Allerdings fielen auch zwei recht moderne Induktionskochplatten auf, über denen normalerweise die Currywürste brutzelten, und eine riesige Tuppereschüssel, in der ein Püriergerät steckte. „Durchsuchen Sie das“, wies Berger Oberhof an und zeigte auf die Utensilien. „Ich schaue mir die Theke an.“

Der Tresen bestand lediglich aus einer Art lackiertem Holzkasten, dessen Oberfläche zerkratzt war und auf dem sich leere Klarsichtbecher, halbvolle Ketchuppäckungen und staubige Pappschälchen türmten. Ein überdimensionierter Auffülllöffel fiel Berger plötzlich ins Auge, augenscheinlich arglos abgelegt. Vorsichtig betrachtete er das Utensil von allen Seiten, bis er schließlich einen vereinzelt Blutstropfen an der Oberseite bemerkte. Natürlich! Sein Herz fing an, höher zu schlagen. Er hatte die Tatwaffe entdeckt! Vorsichtig zog er sterile Handschuhe aus einem Mini-Spender in der Jackettinnentasche. Als würde er eine Zeitbombe berühren, hob er den Löffel langsam nach oben und steckte ihn mit spitzen Fingern in eine Plastiktüte, die für Beweismittel entwickelt

worden war. Mithilfe eines speziellen elektrischen Clips verschweißte Berger diese. Er zögerte, bevor er sie unauffällig in der Innentasche verschwinden ließ. Es war schon oft vorgekommen, dass der Täter schneller identifiziert werden konnte, weil er sich zu einer Aussage über die Tatwaffe locken ließ, die alle anderen gar nicht kannten. Also war es besser, den Löffel vorerst geheim zu halten. Berger nickte noch einmal, als wolle er die Entscheidung unterstreichen. Es machte keinen Unterschied, ob er oder die Männer vom Labor die Waffe nach Fingerabdrücken untersuchten. Außerdem hatte er es satt, dass die Wissenschaftler ab und an die Lorbeeren für etwas einstrichen, was Kommissare wie er zuerst aufgedeckt hatten.

Pommes sind der Weg. Der Weg von der Imbissbude zum Arbeitsamt, vom Tiefkühlfach des Discounters zu einer Zehn-Quadratmeter-Wohnung, von McDrive in die Berufsschule. Der Weg von der Strandhütte aufs sonnengebleichte Handtuch, aber auch der Weg aus dem schongarenden Backofen in die hungrigen Mäuler von Akademikerkindern. Pommes sind beinahe etwas Vulgäres, als gewöhnlich betrachtete Nahrung, ein Prestige-No-Go - und doch essen wir sie alle irgendwann auf unserem Lebensweg, sei es vom Kinderteller im Restaurant oder an einem Imbissstand im Großstadtdschungel. Einst Freedom Fries genannt, fesseln die Folgen ihres Verzehrs doch heute Unzählige an den Diätplan der Weight Watchers. Sie sind wie eine Sucht, der man kaum entgehen kann. Und sie machen keinen Unterschied. Ob Arbeitslose, Manager, Sozialarbeiter, Ärzte, Holzfäller oder IT-Spezialisten, niemand kann so recht von sich behaupten, er hätte noch nie Pommes gegessen. Pommes frites, ein französischer Name, der einen Hauch von Eleganz ausstrahlt und doch heutzutage eine solche Plumpheit vermittelt, so unaussprechlich normal, eingedeutscht. Frittiert, gebacken, geriffelt, in allen Formen verkauft, aufgetischt mit Majo, Ketchup, oder, was irgendwie mal pervers war aber es heute nicht mehr ist: als Pommes rot-weiß. Grotesk aber kein Tabu mehr. Wieder haben die Pommes eine gesellschaftliche Grenze durchbrochen, eine kleinliche, zugegeben, aber keine Unerhebliche. Für mich. Ich habe nie Pommes gewollt, und auch in diesem Augenblick fühlte ich mich fremd vor der Imbissbude. Es war spätabends, die Sonne ging schon herbstlich früh unter und nur vereinzelte, in sackartigen Regenjacken verhüllte Personen huschten über die verlassenenen, kleinen, mit alten Schlaglöchern übersäten Straßen. Der Imbissstand, ein unförmiger Kasten aus schmutzigen Fritteusen,



verbogenen Pfannenhebern, ranzigem Kartoffelsalat und tiefgefrorenen, ungenau verschweißten Plastiktüten voller Pommes, warf einen langen Schatten im schwachen, gelben Licht der Straßenlaterne. Die junge Verkäuferin hatte Augenringe, unreine Haut und fettige Haare unter einer schmutzig weißen Arbeitskappe und trug einen gelben Kittel. „Was wolln se denn noch?“, blaffte sie mich müde an, als sie mich vor dem Bordstein entdeckte. Ihr Blick verriet, dass sie sich das Leben anders vorgestellt hatte, als tagein, tagaus hier zu schufteten. Ich atmete gefasst ein und wieder aus. Und da war es, stieg in mir hoch, dieses Gefühl von Kälte, das ich kaum wahrnahm. „Pom...Pommes“, brachte ich mit rauer Stimme heraus. Der dunkle Schatten, den ich schon an der U-Bahnstation gesehen hatte, war in der Nähe. So unendlich lang her schien es nun... Aus den Augenwinkeln bemerkte ich eine spitze, lange Gabel, die, arglos abgelegt, auf der Theke ruhte. Ich stolperte zurück. Ich durfte nicht hier bleiben. Weg, nur weg, weg von allem. Und ich rannte, rannte durch die verlassen Straßen. Meine Laufschriffe verhallten an den Hauswänden, begleitet vom einem leiser werdenden Röcheln aus der Imbissbude.

Ludwig Berger hob die präparierte Folie vorsichtig hoch und betrachtete sie im Licht. Ein wenig Stolz durchfuhr ihn. Auf dem sterilen Plastik waren mehrere Fingerabdrücke zu sehen, die er von der Tatwaffe isoliert hatte. Vorsichtig schob er den Streifen in den Scanner und loggte sich in das Netzwerk des Polizeipräsidiums ein. Er saß im Büro an der Ostseite des großen Gebäudeblocks, das „kleines Labor“ genannt wurde. Hier war der Schnellscanner für Fingerabdrücke untergebracht worden, neben dem riesenhaften Zentralrechner, der die Anrufe weiterleitete. Es war schon spät abends, und er hatte für diesen Tag sowieso Überstunden eingeplant. Seine Frau traf sich mit ihrem Kegelclub, und seine beiden kleinen Töchter übernachteten im Kindergarten. Beste Bedingungen also, um den Täter allein zu identifizieren, ohne dass irgendjemand die Lorbeeren für sich einheimste. Surrend öffnete sich das Scannerprogramm und der Server überprüfte die Übereinstimmung mit einem Namen aus der Onlinekartei. Zu Bergers Überraschung blinkte schon bald ein Name auf, der mit zwei Strichen gekennzeichnet war: Der Täter schien schon vorbestraft zu sein. Mit einem kleinen, triumphierenden Lächeln auf dem Gesicht öffnete Ludwig Berger den Eintrag. Ein Foto sowie ein Bericht erschienen auf dem Bildschirm, oben in der Zeile ein Name. Bergers Lächeln gefror so schnell, wie es gekommen war. Er schluckte, stand auf und starrte fassungslos auf den Bildschirm. Er merkte, wie sein Herz

schneller schlug. Es konnte nicht sein, nein, es war absolut unmöglich, dass er es gewesen war, dieser Mann, den er vor langer Zeit aus seinem Bewusstsein verdrängt hatte. Doch der Name blieb stehen, als wollte er ihn verhöhnfen, in grüner, futuristisch anmutender Neonschrift blinkte ihn diese unverschämte Anklage an: Yann Berger.

Trudi Berger hatte die Zwillinge Ludwig und Yann an einem frühen Sommermorgen in einer Provinzklinik auf die Welt gebracht. Es war ein schöner Tag, und die Freude nach dem unkomplizierten Kaiserschnitt war groß bei den Eltern, die bis dahin kinderlos geblieben waren. Die Eltern der beiden besaßen zu dieser Zeit ein kleines, aber feines Eigenheim unweit der Berliner Außenbezirke und waren nun vollkommen glücklich. Ludwig und Yann wuchsen mustergültig in der Familienidylle mit eigenem Garten auf, gingen in einen staatlichen Kindergarten, zur Grundschule und wechselten schließlich auf das Gymnasium. Beide waren kreativ, spielten ein Instrument und brachten sehr ordentliche Noten nach Hause, es hätte nicht besser sein können. Sie, lieber Leser, warten sicher schon auf das „aber“. Hier ist es: ABER irgendwann in der zehnten oder elften Klasse geriet Yann an die berüchtigten, so genannten „falschen Leute“. Danach war die Idylle für ihn mehr oder weniger abgeschrieben, er schwänzte öfter, bekam schlechtere Noten und nahm Drogen. Es mag sich klischeehaft anhören, und das ist es zugegeben auch, aber es ist wahr. Und während Ludwig sein Musterleben weiterführte, das weder 2 plus noch etwas anderes als summa cum laude dulden konnte, isolierte sich Yann immer mehr von allen, blieb oft tagelang von zu Hause weg. Von Schule sprach sowieso niemand mehr, und es wunderte keinen, dass er in der elften Klasse schließlich verschwand. Ja, von einem Tag auf den anderen war er weg. Man würde erwarten, dass wenigstens seine Familie ihm nachtrauern würde, aber nein. Sie verschlossen die Augen, Trudi Berger und ihr Mann waren mittlerweile alt und Ludwig hatte anderes zu tun, als nach seinem missglückten Bruder zu suchen. Nach Abschluss der Polizeiakademie mit Bestnoten kam er zu den Ordnungshütern, gründete eine Familie und versuchte, genauso mustergültig weiter zu leben. Und irgendwann schaffte er es, Yann zu vergessen. Es war wie eine Last, die einfach von ihm abfiel, und um die er sich nicht kümmern musste. Er konnte Yann ohnehin nicht helfen, hatte er sich eingeredet, er wusste schließlich nicht einmal, wo sein Bruder steckte.

Ludwig Berger konnte keinen klaren Gedanken fassen. Er starrte weiter





AMYLO-
PEKTIN

SALAT

KLOBSTEIG



REIBSEL



auf den Bildschirm. Dann richtete er sich in seinem Stuhl auf, schluckte nervös, hustete trocken, aber es half nichts. Die Last, die er irgendwann einmal abgeworfen hatte, war zurückgekehrt, hatte sich wieder eingeschlichen, schwerer als je zuvor. Berger zwang sich, nachzudenken. Wie automatisch schüttelte er den Kopf, als er die Fakten über seinen Bruder durchging. Nein, das konnte wirklich nicht sein. Yann Berger war vor zwei Jahren wegen Ladendiebstahls und fahrlässigen Totschlags in zwei Fällen zu vier Jahren Haft mit anschließender Sicherungsverwahrung verurteilt worden. Berger rechnete alles noch einmal durch: Yann konnte unmöglich schon frei sein!

Er hatte die Verurteilung seines Bruders damals zwar mitbekommen, aber es hatte ihn kaum mehr interessiert. Und die Nachricht, sein Bruder leide offenbar unter einer mittelschweren psychischen Störung, hatte ihn nicht verwundert.

Das Schicksal hatte es nicht gut mit seinem Bruder gemeint: In der Schule war er zurückgezogen gewesen und hatte stets still gearbeitet. Dann, als er vierzehn war, hatte ein schreckliches Unglück sein Leben für immer veränderte: Yann hatte nie Glück mit den Mädchen gehabt, doch dann hatte er eine Freundin gefunden, Marie, mit der er ein Jahr zusammen war. Bis zum Tag X, wie Yann ihn danach nannte. Seine Freundin verschluckte sich im September an einer Grillbeilage und erstickte qualvoll vor Yanns Augen. „Er ist... nie mehr der Gleiche gewesen“, hatte es Trudi Berger einmal formuliert, als Polizeibeamte kurz nach Yanns Festnahme zur Befragung das Bergersche Anwesen besuchten. Eine Träne rann Ludwig aus den Augen, er wischte sie missmutig weg. Das Leben hatte es wahrlich nicht gut gemeint mit seinem Bruder. Berger musste wieder schlucken. Anscheinend war Yann doch früher frei gekommen, anders konnte er sich die Sache nicht erklären. Kopfschüttelnd scannte er die Tatwaffe noch einmal – mit dem selben Ergebnis. Könnte es sein, dass der Abdruck nicht von Yann stammte? Dass der Rechner schlichtweg fehlerhaft war oder der Scanner ungenau? Doch dieser größte und genaueste Scanner im ganzen Großrevier machte keinen Fehler. Einem spontanen Entschluss folgend, verband sich Berger mit dem Zentralserver der Gefängnisse im Großraum Berlin. Gerade wollte er das Namenregister öffnen, als das Telefon neben ihm schrillte. Berger schreckte hoch – und besann sich im nächsten Moment wieder. Wahrscheinlich irgendeine Routine-Sache. Er überlegte kurz abzunehmen, denn er war nicht der einzige im Gebäude.

Zwei seiner Kollegen schoben oben im Büro der Streife Nachtschicht, und eigentlich kamen auch alle Anrufe dort oben an. Normalerweise war der Zentralserver in der Nacht aus Angst vor Hackerangriffen nicht eingeschaltet. Weil Berger den Server aber hochgefahren hatte, wurden jetzt alle Anrufe in die Kommandozentrale geleitet, in der er saß. Berger nahm ab. „Polizeizentrale Revier 4.“ Zunächst war nur ein lange währendes, durchdringendes Rauschen zu vernehmen, aber Berger konnte vereinzelte aufgebraute Stimmen heraushören. „Hallo? Hallo?“ Eine Stimme wurde lauter. „Ist da wer dran?“, fragte die helle Stimme plötzlich. Irritiert runzelte Berger die Stirn. „Ja, hier Polizeizentrale“, wiederholte er genervt. „Ach gut, die Polizei.“ Die Stimme klang etwas aufgescheucht. „Hier ist etwas passiert, Sie müssen schnell kommen!“ Berger hob eine Augenbraue. „Äh... wo ist „hier“?“ „Sekunde...“ Die Stimme verstummte wieder einen Moment lang. „... Ecke Karlsstraße, jemand ist verletzt worden, an... einem Imbiss, die Verkäuferin, der Notarzt ist da...“ Berger kniff die Augen zusammen und bemühte sich alles mitzubekommen. „Und sind noch mehr Menschen verletzt worden?“ Berger wartete einen Moment und fluchte dann leise „aufgelegt...“. Schnell atmend blickte er sich um, unsicher, was nun zu tun war. Und dann kam ihm ein Gedanke. Was, wenn dieser Fall mit dem Kartoffelbreiverkäufer zusammenhing? Sämtliche Alarmglocken schrillten in seinem Kopf. Sein psychisch gestörter Bruder wahrscheinlich auf freiem Fuß, je ein Opfer, Täter verschwunden. Er schlug mit der Faust auf den Schreibtisch. Natürlich. Zumindest war es recht wahrscheinlich. Sollte er die zwei Kollegen informieren? Nein, er war theoretisch nicht einmal hier. Nachdenklich warf er einen Blick auf den Bildschirm, wo Yann Bergers Datei noch immer geöffnet war; es waren auch private Fotos dabei. Yann in jungen Jahren, mit drei oder vier, auf einem Spielplatz mit seiner Mutter. Ein großes Glück war in diesem Moment festgehalten, und Ludwig Berger lächelte kurz. Yann als Elfjähriger, am Anfang der sechsten Klasse mit seinen Freunden. Und da waren sie beide, die Brüder Ludwig und Yann Arm in Arm am Urlaubsstrand, beide zehn Jahre alt. Versunken blickte Ludwig auf die Fotos und berührte den Bildschirm, als könne er in diese heile Welt entfliehen. Yann und seine Freundin Marie im Stadtpark, verliebt lächelnd. Eine Träne rollte Ludwig aus den Augen. Yann im Anzug, so unpassend und fehl am Platz, als Maries Sarg in die Erde gelassen wird. Fotos von den Blumen auf ihrem Grab. Eine weitere Träne. Und schließlich Yann mit schlecht rasiertem Bart, langen Haaren, verwahrlost, festgenommen, mit resigniertem Blick in die Polizeikamera starrend. Mit der dritten Träne fasste Ludwig Berger einen Entschluss.



Er schuldete Yann nichts. Oder? Wenn die Fingerabdrücke ans Licht kämen, wäre sein Bruder wieder im Gefängnis, vielleicht sein halbes restliches Leben lang. Yann bräuchte eigentlich eine Therapie und ein wenig Hilfe, um wieder ein normales Leben führen zu können. Ludwig Berger schüttelte den Kopf. Er kannte seinen Bruder doch gar nicht mehr. Vermutlich war Yann ein Psychopath geworden, der jegliche Hilfe ablehnen würde. Gequält atmete Ludwig aus. Erinnerungen an die alten Tage, an die guten Tage stiegen in ihm hoch. Er musste seinen Bruder selbst finden und ihn zur Vernunft rufen. Yann hatte es nicht verdient, im Knast zu sitzen, es war nicht wirklich er gewesen, der diese Taten verübt hatte! Oder? Eine leise Stimme in Bergers Kopf sagte ihm, dass es das Dummste wäre, sich auf eigene Faust auf die Suche nach seinem Bruder zu machen.

Bei den Bratkartoffeln endet alles. Ja, es endet alles – die ländliche Geborgenheit einer Familie, deren Kind vermeintlich flügge in die Welt der Bürokratie entlassen wird. Sie beenden das elende Dasein eines armen Schweines, das, bevor es geschlachtet und zu Speckwürfeln verarbeitet wird, ein trostloses Leben in der Massentierhaltung erleiden musste. Ja, Bratkartoffeln setzen hinter alles Mögliche einen unsichtbaren Punkt, an dem alles enden muss. Dieses Essen, das der Inbegriff des Spießertums zu sein scheint, zu fein für die Imbissbuden und zu gewöhnlich für ein Sternerestaurant, schmal, dünn, in Würfeln, mit Knoblauch und Zwiebeln bemühen sich Bratkartoffeln, wahrgenommen zu werden. Aber sie sind und bleiben eine degradierte Beilage, früher lebenswichtige Nahrung, heute nachlässig an den Rand des Tellers geschoben, schnell und ohne Sorgfalt gebraten. Und manchmal linsen sie hinüber, die Bratkartoffeln, zu den Knödeln, Kartoffelpuffern, den exquisiten Salaten; mit dem tödlichen Gedanken, dass ihnen Rache gebührt. Alles endet mit ihnen. Alles.

Obwohl um mich herum ein großes Gedränge war, nahm ich die vielen Stimmen kaum wahr, die fröhlichen, genervten, müden, besoffenen, heiteren Ausschweifungen der vielen Menschen, die den kleinen, regionalen Vorweihnachtsmarkt nahe Charlottenburg besuchten. Die Gespräche waren erwärmt von heißem Glühwein, der an einem kleinen Holzstand ausgeschenkt wurde, und der ungewöhnlich kalte Wind, der über den Platz fegte, schien niemandem etwas anhaben zu können. In kleinen Grüppchen, eingewickelt in Schals und bekleidet mit warmen

Jacken, unterhielten sich Nachbarn, Freunde, Verwandte und Bekannte; Straßenlaternen und die Kerzen der Stände tauchten die Szenerie in ein freundliches, gelbes Licht. Ich drängte mich durch die vielen Leute und hielt nach einem ruhigen Platz Ausschau.

Die elektrische Glastür öffnete sich nur schwerfällig, und Ludwig Berger sah, wie sich sein Spiegelbild halbierte und schließlich verschwand. Kalter Novemberwind wehte von draußen herein, und die Straßenlaternen warfen ein fahles Licht auf den Gehsteig. Er konnte Yann nicht helfen. Das Beweisstück hatte er im Scanner liegenlassen; spätestens morgen würde es bemerkt werden. Außerdem hatte er eine anonyme Nachricht an den Server der Streifenbeamten oben im Büro geschickt, hatte den Zentralcomputer ausgeschaltet und sich unauffällig zum Ausgang begeben. Traurig schüttelte er den Kopf. Yann würde auffliegen, sicherlich, er würde wieder verurteilt werden und irgendwann in einer Gefängnispsychiatrie landen. Berger hatte zwar nach dem Gesetz gehandelt, aber er hatte seinen Bruder wieder verloren. Schweren Herzens ging er die Granitstufen vor dem Eingang hinab in Richtung Parkplatz. Es war noch nicht vorbei. Morgen würde er erfahren, wer Yann vorzeitig und ohne Therapie entlassen hatte.

Aus einer Pfanne quoll der weiße, nebelartige Dampf, den nur Bratkartoffeln erzeugen können, eine rauchige Undurchdringlichkeit, der ich mich stellen würde. Gemessenen Schrittes ging ich auf den Stand zu, an dem drei Angestellte Bratkartoffeln und Chicken Wings verkauften. Ich bemerkte zwei Streifenpolizisten, die auf dem Markt für Ordnung sorgten und sich einen Glühwein gönnten. Und dann fiel mir das Schneidemesser ins Auge....

Es war bereits acht Uhr abends, als Berger endlich in die Zentrale kam. Den ganzen Tag hatte er in seinem Büro über Papierkram gesessen, aber seine Gedanken waren wieder und wieder zu Yann abgeschweift. Der Täter vom Pommesstand gestern war noch nicht ermittelt worden; Berger vermutete immer noch seinen Bruder. Auch das Beweisstück im Scanner hatte glücklicherweise noch niemand entdeckt, was Yann einen Aufschub geben würde. Er warf einen flüchtigen Blick aus dem Fenster. Hinter den Silhouetten der vielen Hochhäuser ging die Sonne unter, und ganz Berlin wurde in einen rötlichen Schein getaucht. Berger loggte sich erneut in



den Server ein. Außer ihm waren nur noch sein Vorgesetzter Tollner und seine Sekretärin im Polizeigebäude. Die beiden waren auf dem Gang zu hören und schienen sich zu unterhalten. Berger kümmerte sich nicht weiter darum und lud das Strafregister der Bundesvollzugsanstalten herunter. Tatsächlich erschien die Liste nach wenigen Sekunden auf dem Flatscreen. „Berger, Berger...“ Ludwig Berger scrollte herunter, bis er den Namen seines Bruders fand und öffnete die Akte. Im Verzeichnis waren viele Festnahmedaten vermerkt, und Ludwig Berger brauchte einen Moment, bis er eine Sonderkartei fand. Er runzelte die Stirn. So etwas kam nicht oft vor. Er klickte auf die Datei im Verzeichnis seines Bruders, und ein neues Fenster öffnete sich.

29.11.2008

Sonderbefehl Oberkommissariat 4 Freilassung

Gerd Tollner

Ich blickte auf das Messer in meiner Hand. Was tat es dort? Hatte es nicht gerade noch woanders gelegen? Verwirrt drehte ich mich im Kreis. Schreie drangen zu mir vor, jemand rannte auf mich zu. Ein Knall hallte dumpf ins Schwarze.

Berger zuckte zusammen, als er den Namen seines Chefs las. Das konnte unmöglich wahr sein. Aus welchem Grund hatte Tollner die Freilassung von Yann Berger veranlasst? Yann war psychisch gestört... Schnelle Schritte ertönten im Gang. Ludwig Berger wirbelte herum. „Berger, was machen sie denn noch hier?“ Gerd Tollner stand im Türrahmen, hinter ihm die Sekretärin. Ludwig Berger schluckte und seine Gedanken rasten. „Äh...“ Wie in Zeitlupe wanderte Tollners Blick auf den Bildschirm und schließlich wieder zurück. Einen Moment lang starrten sich beide Männer nur an. „Sie haben...“ flüsterte Berger gerade noch, da ging alles ganz schnell. Blitzartig zog Tollner seine Dienstwaffe und sprang zurück. Ein schriller Schrei der Sekretärin hallte durch die Zentrale, als Tollner sie packte, ihr den Mund zuhielt und die Waffe an ihre Schläfe drückte. Berger reagierte ebenso rasch, schleuderte den Arbeitsstuhl zur Seite, zog seine Pistole und richtete sie auf Tollner. Einen Augenblick lang herrschte Stille, dann keuchte Tollner: „Wenn sie näher kommen oder irgendwen anrufen, ist die Kleine tot.“ Ein ersticktes Wimmern der Sekretärin war zu hören. Hilflös und schockiert starrte Berger in die vor Todesangst aufgerissenen Augen der Frau. Tollner bewegte sich nicht vom Fleck.

Seine Augen waren zusammengekniffen und sein feistes Gesicht vor irrer Wut verzerrt. Berger blickte sich um. Sein Herz schlug so laut in seiner Brust, wie es das wohl noch nie getan hatte. Die Zeit schien anzuhalten. Was sollte er tun? Atemlos entscherte er die Pistole. „Warum tun Sie das?“, zischte er nervös. Tollner schüttelte den Kopf, und sein Gesicht begann rot anzulaufen. „Sie wissen es genau, Berger“, gab er schwer atmend zurück. „Sie sind mir auf die Schliche gekommen. Gratulation.“ Ludwig Berger schluckte. Was ging hier vor? In der Ausbildung waren sie auf einiges vorbereitet worden, aber nicht auf solch eine Situation. Zögernd ging er in die Knie und zielte weiter auf Tollner, der leicht den Kopf schüttelte, während die Sekretärin sich vergeblich zu befreien suchte. „Berger, ich halte Sie durchaus für intelligent. Sehen Sie diesen Namen da?“ Gerd Tollner deutete auf den Bildschirm, wo sein Name unter dem Freilassungsbefehl von Yann Berger zu sehen war. „Ich war im vollen Bewusstsein, dass... HÄNDE WEG!“, brüllte er plötzlich. Berger fluchte und zog rasch die Hand vom Notrufknopf zurück. „Berger, ich will, dass Sie mir zuhören“, presste Tollner hervor. „Keine Sperenzchen, oder die Sekretärin stirbt. Und dann steht es Aussage gegen Aussage, das wissen Sie doch.“ Berger seufzte erstickt und blinzelte. „Schon besser. Wo war ich? Ja... mir war völlig bewusst, dass Ihr Bruder geisteskrank war, als er freigelassen wurde. Und mir war verdammt noch mal auch klar, dass er bald nach der Freilassung ein Delikt begehen würde, Körperverletzung, Mord, was auch immer, es war egal!!“ Tollner spuckte die letzten Worte heraus, während Berger nur ungläubig den Kopf schüttelte. Was hatte sein Vorgesetzter mit der ganzen Sache zu tun? Tollner sprach weiter. „Oh, und jetzt wird es kompliziert, Berger. Denn ich hatte nichts gegen Yann, dieses körperliche Wrack, dieser Versager war nur das Mittel zum Zweck.“ Berger tat einen Schritt zurück und runzelte die Stirn. „Berger, ich merke seit Jahren, wie Sie sich hocharbeiten, sie tüchtiger, braver...“ Tollner schien langsam in Rage zu geraten. „Mir war klar, dass Sie bald auch nach meinem Posten greifen würden!!!“ „Sie...sind...verrückt...“, stammelte Ludwig Berger. Er hatte keine Ahnung, was er tun sollte. „Früher oder später hätten sie mir meinen Posten weggenommen, das war klar.“ Tollner atmete schwer, von seiner Stirn perlten Schweißtropfen. „Es musste etwas geschehen, Berger“, keuchte Tollner und hievte die Sekretärin höher, die am Rand der Ohnmacht zu stehen schien. „Und ich ließ etwas geschehen.“ Berger runzelte die Stirn. „Aber was hat... Yann mit der ganzen Sache zu tun?“ Ein Lächeln erschien auf Tollners wütendem Gesicht. „Oh, jetzt wird es kompliziert. Wissen Sie: Ich wusste schon immer alles über Ihre Familie. Ich wusste über das schlechte



Verhältnis zu Ihrem Bruder, und das wollte ich ausnutzen. Ich wollte, dass Sie die Verbrechen ihres Bruders versuchen würden zu verwischen. Erinnern Sie sich, der erste Fall mit dem Kartoffelbrei-Verkäufer? Ich habe Sie dafür ausgesucht Berger, absichtlich, weil ich genau wusste, dass Sie ambitionierter Mistkerl nicht würden widerstehen können, den Auftrag zu übernehmen. Und dann ging ich ein Risiko ein. Ich kannte Sie anscheinend nicht gut genug. Sie haben, wie angenommen, das einzige Beweisstück gefunden, und sie haben es, wie angenommen, auch zuerst verheimlicht. Und sie haben es, wie angenommen, auch in aller Stille untersucht. Wer, glauben Sie, hat dafür gesorgt, dass an diesem Abend fast keiner mehr im Präsidium war, hm? Und dann, Berger, habe ich einen Fehler gemacht.“ Tollner drängte die Sekretärin nach vorn und kniff die Augen zusammen. „Sie haben Ihren Bruder fallengelassen. Wie eine heiße Kartoffel.“ Einen Moment lang herrschte, abgesehen vom Wimmern der Sekretärin, Stille. Berger schüttelte entsetzt den Kopf. „Warum?“, flüsterte er. Tollner lachte. „Es wäre perfekt gewesen, wenn Sie Ihrem Bruder geholfen hätten. Ich habe auf Ihr Gewissen spekuliert, dass Sie bei Yann etwas gutmachen wollten, dafür, dass Sie ihn so lange im Stich gelassen hatten. Aber irgendwann hätte ich Sie auffliegen lassen, und glauben Sie mir, ich hätte sie drangekriegt. Beihilfe zum Totschlag, sie hätten ein paar Jahre bekommen. Aber das wäre nicht das Schlimmste gewesen. Ihre Karriere wäre danach ruiniert gewesen. Doch Sie haben alles kaputt gemacht!“ Tollner redete sich wieder in Rage. „Ich habe Ihre Kaltblütigkeit unterschätzt, Berger. Ja, ich ging auf dünnem Eis. Aber niemand hätte mich hinter all dem vermutet, wären Sie mir nicht auf die Schliche gekommen, ausgerechnet Sie!!!“ Ludwig Berger wurde in diesem Moment zwar einiges klar, aber er brachte immer noch kein Wort heraus. „Glauben Sie mir, Berger, ich habe dies alles lang geplant, doch nun stehe ich vor dem Ruin.“ Berger blinzelte. „Was wollen Sie jetzt tun?“, fragte er so ruhig wie möglich. Seine Hand mit der Pistole zitterte nicht mehr. Tollner schien nervös zu werden. „Es kann noch alles gerettet werden. Und wissen Sie wie? Ich erschieße die Frau.“ Bergers Herz setzte einen Schlag aus und seine Augen weiteten sich. „Aber... aber... Sie werden verantwortlich gem...“ „Hören Sie auf, hören Sie auf!“, fiel Tollner ihm gespielt jovial ins Wort. „Geld ist Macht, und das spielt vor Gericht, wenn es Aussage gegen Aussage steht, die größte Rolle. Also, wenn sie noch irgendetwas zu Ihrer Sekretärin sagen wollen – das ist die letzte Möglichkeit, schätze ich...“ Emotionslos entsicherte Gerd Tollner seine Waffe. Berger zuckte nicht mit der Wimper. „Tollner, Sie haben etwas vergessen.“ Sein Vorgesetzter drehte belustigt den Kopf. „Ja?“

Berger atmete aus. „Sie sind tot.“ Ein Schuss hallte durch die Zentrale. Der Patronenschlitten an Ludwig Bergers Glock 18 schnellte zurück und Tollner war tot, bevor die großkalibrige Kugel an Tollners Nacken wieder austrat. Das Klingeln der ausgeworfenen Patronenhülse hallte in der Stille wider.

Und während der Boden der Polizeizentrale unter dem massigen, toten Körper von Gerd Tollner erzitterte, fand auch Yann Berger sein Ende und tat, getroffen von Polizeikugeln, noch einen letzten Seufzer, um schließlich für immer die Augen zu schließen. Der kalte Novemberwind wehte in der eisigen Dunkelheit und es blieb die Gewissheit, dass es alles gut so war.

Zwei Rosen fielen auf die frische Erde vor dem schwarzen Marmor. Ludwig Berger blickte traurig auf die beiden Gräber, über denen die kaltgelbe Wintersonne unterging. Es hätte wahrlich nicht so kommen müssen. Aber es war geschehen. Yann hätte es so gewollt, neben seiner Marie begraben zu werden, die so unglücklich an einem Kartoffelsalat erstickt war. Bald würde es einen Prozess wegen Tollners Tod geben. Berger war zuversichtlich. Mit einem kleinen Lächeln zog er eine Microcassette aus seiner Jackettinnentasche. Er hatte Tollner mit dem scheinbaren Versuch abgelenkt, die Notruftaste drücken zu wollen. Dabei hatte er unauffällig sein Tonbandgerät eingeschaltet, das später bei der Beweisaufnahme helfen würde. Er warf noch einen nachdenklichen Blick auf die Gräber, wandte sich ab und ging dem Dunkel entgegen.



Freund oder Feind

Leonore Oestreich, 15 Jahre



„Keiner hatte geahnt, was passieren würde, als man die ersten gentechnisch veränderten Kartoffeln anpflanzte. Man war sich der Risiken zwar bewusst, aber mit einer Katastrophe von diesem Ausmaß hatte keiner gerechnet. Keiner! Noch nicht einmal die bedeutendsten Wissenschaftler hatten mit solch schwerwiegenden Folgen gerechnet“, sagte der Lehrer, hörte auf zu reden und schaute seine Schüler an. Glangweilte Blicke trafen ihn, und er verfluchte sich selbst, dass er damals beschlossen hatte Lehrer zu werden. Aber damals war vieles noch so anders gewesen. Die Schüler hatten sich früher wenigstens noch ansatzweise für Geschichte und Schule im Allgemeinen interessiert. Heutzutage konnten nur noch die Kinder von reichen Eltern in die Schule gehen, und die meisten waren der Meinung: Wofür sich anstrengen, wenn die Eltern sowieso genug Geld haben, um lebenslang für einen zu zahlen.

Daniel war einer dieser Schüler. Er hasste Geschichte. Wen interessierte es schon, was vor ein paar hundert Jahren gewesen war? Das Einzige, was für ihn zählte, war die Gegenwart, das Hier und Jetzt und die Zukunft, seine Zukunft. Was interessierten ihn die 5 Milliarden infizierter und mutierter Menschen? Er lebte in der Stadt, umgeben von gesunden Menschen, meilenweit entfernt vom Land, wo überall Genkartoffeln angebaut worden waren. Natürlich taten Daniel die Infizierten leid, aber er konnte ihnen nicht helfen. Letztendlich waren die Leute vom Land, die Bauern, selber an der Katastrophe schuld. Sie waren es doch gewesen, die dieses genmanipulierte Teufelszeug als erste angebaut und über die ganze Welt verteilt hatten.

Daniels Mitleid hielt sich deshalb in Grenzen.

„Die ersten Beobachtungen stammten aus dem Jahre 2022, als sich seltsame Geschwüre und Auswüchse bei den Bauern und deren Familien bildeten, die Genkartoffeln anbauten und diese natürlich auch selber aßen. Oder Herr Lehrer?“ Samuel schob sich seine riesige Brille zurecht und sah den Lehrer wissbegierig an. Er sah nicht nur so aus wie ein Streber, er war auch einer, zumindest in der Schule. Daniel ging mit ihm seit 4



Jahren in eine Klasse, und mit der Zeit hatte er gemerkt, dass Samuel außerhalb der Schule total nett und gar nicht aufdringlich mit seinem Wissen umging, so wie es Daniel in der Schule immer vorgekommen war.

Sie gingen zusammen zum Basketballtraining und waren ziemlich gut befreundet. Aber Samuel unterschied sich vor allem in einer Hinsicht total von Daniel: er interessierte sich für alles, egal ob Mathe oder Kunst, oder auch einfach nur für die Leute um ihn herum. Er musste immer alles wissen: die Gründungsgeschichte der Schule, die Geburtstage sämtlicher Schüler, die neuesten Börsenkurse. Und selbst wenn der Unterricht zum Sterben langweilig war - Samuel arbeitete immer mit, meldete sich und hörte den Lehrern zu. Unter den Schülern gab es ein weit verbreitetes Gerücht, dass er der einzige Grund war, warum die Lehrer nicht kündigten und sich einen neuen Job suchten. Ob an der Geschichte was dran war oder nicht, konnte niemand genau sagen, aber wenn man einen Lehrer gefragt hätte, so hätte dieser gewiss bestätigt, dass er nur noch wegen Samuel tagtäglich seinen Job machte.

Und da Daniel in der Schule nicht sonderlich gut mitkam, gab ihm Samuel jeden zweiten Tag Nachhilfe. Im Gegenzug dafür beschützte Daniel ihn vor Schlägereien. Samuel war eher schwächling gebaut, und aufgrund seiner manchmal wirklich besserwisserischen Art war er schon in die ein oder andere Prügelei verwickelt gewesen. Alles in allem wurden die beiden von ihren Mitschülern sehr respektiert, denn als Team waren die zwei unschlagbar. So kam es auch, dass sie sich beim Basketballspielen kennen gelernt hatten. Sie waren zusammen in ein Team gewählt worden und hatten zusammen einen Korb nach dem anderen geworfen. Es schien, als könnte ihre Freundschaft durch nichts in der Welt zerstört werden. Doch Daniel ahnte nicht, was ihnen an diesem Tag noch Schreckliches widerfahren sollte.

Nach der Schule fuhren die beiden mit der U-Bahn zum Marktplatz. Dort meldeten sie sich in der Zentrale und sagten Bescheid, dass sie ab jetzt für den Rest des Tages nicht mehr in der Schule waren. Das war ein neues Gesetz, das Politiker seit einigen Monaten versuchen durchzusetzen. In der Schule hatte man Daniel erzählt, es ginge darin um die totale Überwachung aller Menschen, aber wirklich verstanden hatte er es nicht... Vielleicht würde er Samuel heute Nachmittag danach fragen.

„Hey Sam! Treffen wir uns dann beim Basketballkorb? Um vier?“, rief Daniel Samuel hinterher, der sich schon auf den Weg nach Hause gemacht hatte. „Klar, ich bring heute wahrscheinlich noch ein paar Freunde von mir mit, wir sehn uns dann.“ Samuel drehte sich wieder um und verschwand hinter der nächsten Abbiegung. Daniel zuckte mit den Schultern und ging dann nach Hause. Theoretisch hatten Samuel und er denselben Weg nach Hause, aber aus irgendeinem Grund war Samuel den längeren Weg gegangen. Seltsam, fast so, als wolle er nicht mit Daniel nach Hause gehen.

Daniel wurde aus seinen Gedanken gerissen, als ihn plötzlich etwas schmerzhaft im Nacken traf. „Aua!“, er fasste an die schmerzende Stelle, anscheinend hatte ihn eine Biene gestochen. Daniel holte seine Trinkflasche aus seinem Rucksack und drückte sie zur Kühlung auf den Stich. Während er weiterging, merkte Daniel, dass sein Atem immer schneller wurde. Was war das nur für ein Tier gewesen, das ihn da gestochen hatte? Er schaffte es gerade noch nach Hause, schleppte sich ins Wohnzimmer und legte sich total erschöpft auf das Sofa. Daniel atmete ein paarmal tief durch und trank dann seine Flasche leer. Dies hatte auch mit den neuen Gesetzen zu tun: jedem einzelnen wurde jetzt eine bestimmte Menge an Nahrungsmitteln und Wasser pro Tag zugeteilt. Man musste alles davon essen und trinken. Politiker behaupteten, dies wäre für die Gesundheit sehr wichtig und würde außerdem die Ressourcen schonen. Auch dies hatten sie einmal im Geschichtsunterricht besprochen, und Daniel hatte keine Ahnung gehabt, was Ressourcen waren. Da es alle anderen anscheinend gewusst hatten, hatte er sich nicht getraut nachzufragen, und so wusste er bis heute nicht, was damit eigentlich gemeint war.

Daniel wurde aus seinen Gedanken gerissen, als seine ältere Schwester das Wohnzimmer betrat und angeekelt die Nase rümpfte. „Bäh, Daniel, geh mal duschen! Du müffelst!“ Verwundert hob Daniel seinen rechten Arm und musste feststellen, dass er tatsächlich sehr unangenehm roch. Es war eine Mischung aus Erde und Schweiß. Und das, obwohl er gar keinen Sport gemacht hatte. Kopfschüttelnd ging Daniels Schwester in ihr Zimmer und murmelte vor sich hin: „Ich schenk ihm morgen ein neues Duschgel, vielleicht bringt das ja was...“

Daniel blieb noch eine Weile mit geschlossenen Augen auf dem Sofa liegen und betastete die Stelle, an der er gestochen worden war. Sie war



auf die Größe einer Murmel angeschwollen. Aber es tat komischerweise nicht weh. Es war vielmehr ein fast schon angenehmes Kribbeln.

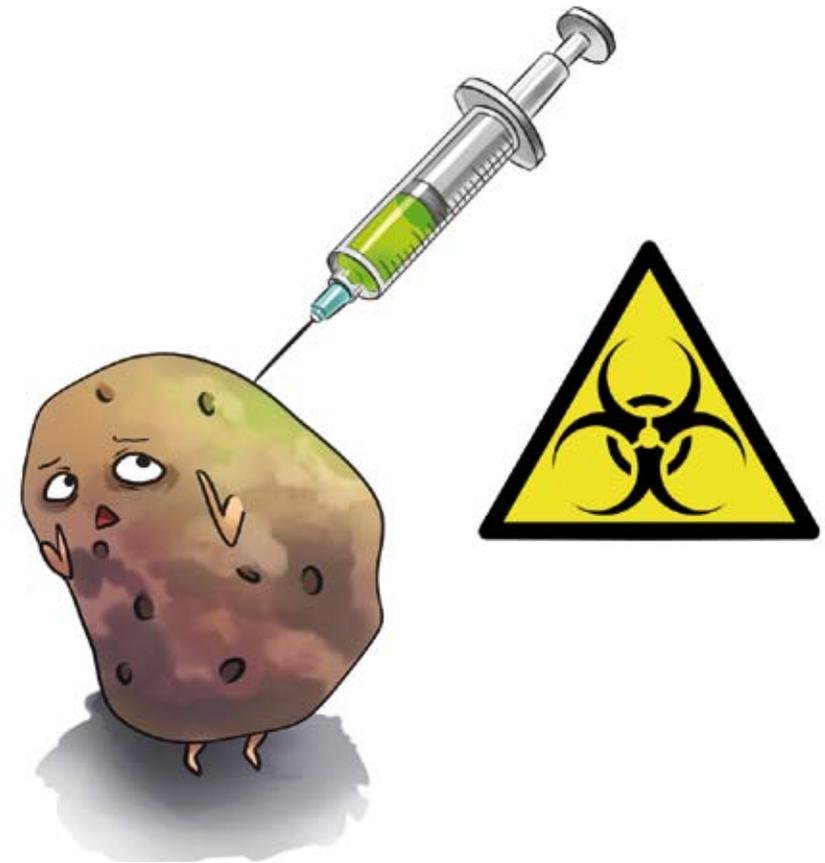
„Mist, es ist ja schon halb vier!“, Daniel musste eingedöst sein, es waren zwei Stunden vergangen, und er wollte sich um vier mit Samuel am Basketballplatz treffen.

Daniel lief in sein Zimmer und zog sich schnell um. Ein Blick auf die Uhr - er hatte noch 25 Minuten Zeit. Als er die Treppe in Eile herunter rannte, wurde ihm plötzlich schwarz vor Augen. Daniel verlor das Gleichgewicht und krachte mit der Schulter schmerzhaft gegen das Treppengeländer. Er versuchte, seinen schnellen, unregelmäßigen Atem wieder unter Kontrolle zu bekommen. Aber er schaffte es erst, als er die Augen schloss und sich voll und ganz auf seinen Herzschlag konzentrierte. Mit wackligen Beinen stand Daniel auf und ging die Treppe hinunter. Im Flur fiel sein Blick auf den Spiegel. Er sah schrecklich aus: Sein Gesicht war kalkweiß, und ein dünner Schweißfilm bedeckte es. Seltsam, was war nur mit ihm los? Hatte es etwa mit dem Stich zu tun? Instinktiv berührte Daniel die wunde Stelle in seinem Nacken. Sie schmerzte so gut wie nicht mehr, und die Schwellung war wieder zurückgegangen. Daran konnte es also eigentlich nicht liegen. Nachdenklich nahm Daniel einen Schluck Wasser aus seiner Flasche. Schließlich zuckte er mit den Schultern und holte seinen Basketball aus der Garage. Er würde sich auf alle Fälle mit Samuel treffen. Wenn jemand ihm bei dieser Angelegenheit helfen konnte, dann er. Samuel wollte später einmal Arzt werden und hatte deshalb bereits jetzt schon viel Ahnung von Medizin.

Als Daniel auf dem Basketballplatz ankam, bekam er kaum noch Luft, so schnell ging sein Atem, und seine Sicht war auf einmal ein wenig verschwommen. Hoffentlich konnte ihm Samuel weiterhelfen.

„Hey Daniel, das sind meine Arbeitskollegen...“ Daniel hob seinen Kopf und schaute Samuel an: er stand inmitten von drei breitschultrigen Männern, die alles andere als freundlich aussahen. „Deine Arbeitskollegen? Ich wusste gar nicht, dass du einen Nebenjob hast. Als was arbeitest du denn?“

Samuel fing an zu schmunzeln. Auf Daniel wirkte es wie ein sehr selbstzufriedenes Grinsen, aber vielleicht bildete er sich das ja auch



nur ein. „Schaut ihn euch an...wie viel Zeit gebt ihr ihm noch?“ Diese Frage war an die drei Männer gerichtet, aber Daniel verstand den Sinn irgendwie nicht.

„Laut der medizinischen Überwachung ist seine Lage noch stabil, allerdings hat die Wirkung des Gifts bereits eingesetzt, ich würde sagen: nicht mehr als eine halbe Stunde...“ Daniel starrte Samuel und die drei Männer fassungslos an. „Was hat das alles zu bedeuten, Sam?“ Samuel runzelte die Stirn und betrachtete Daniel mit unverhohlenem Interesse. „Du kannst also immer noch stehen und hast auch noch genug Kraft um zu reden, höchst beeindruckend!“ Daniel schaute Samuel verwundert an, von was redete er bitteschön? Samuel fing an zu lachen und klopfte Daniel



freundschaftlich auf die Schulter. Daniel hätte fast das Gleichgewicht verloren, ihm ging es immer noch nicht besser. „Äh Sam, du kennst dich doch in Medizin gut aus. Kannst du mir sagen, welches Tier mich da am Nacken gestochen hat?“ Samuel warf einen kurzen Blick auf die Wunde und seufzte dann. „Daniel, ich fürchte, ich muss dir zuerst einiges erklären...“ Samuel setzte sich auf den Boden. Daniel tat es ihm gleich. Er war froh, sich hinsetzen zu können, das Stehen war innerhalb der letzten Minuten beinahe unerträglich geworden. Samuel holte tief Luft und fing an zu erzählen: „So ziemlich alles, was wir im Unterricht über genmanipulierte Kartoffeln gelernt haben, ist falsch. Die Schuld liegt keinesfalls bei den Bauern, die die Kartoffeln anpflanzten. Die Schuld liegt ganz allein bei der Regierung. Wir haben doch letztens über die neuen Gesetze gesprochen. Ziel ist es, jeden einzelnen Menschen voll und ganz abhängig von der Regierung zu machen. Deshalb waren die Bauern, Leute, die auch ohne Unterstützung anderer hätten überleben können, die ersten, an denen das neue Gift ‚Solanin A‘ getestet wurde. Dabei handelt es sich um ein manipuliertes, also gentechnisch verändertes Gift der Kartoffel. Leider war das Gift noch nicht vollends ausgereift, deshalb starben die meisten Menschen auch nicht daran, sondern mutierten. Eine wirklich unschöne Angelegenheit, glaub mir.“ Daniel merkte, dass sein Atem immer langsamer wurde, es stieg eine beängstigende Kälte in ihm hoch. Er musste endlich herausfinden, was mit ihm passierte. „Und was hat das jetzt genau mit mir zu tun, Sam?“, fragte Daniel leise und mit zitternder Stimme. Er ahnte bereits, was Samuel ihm zu sagen hatte. „Daniel...jetzt mal ganz im Ernst, fandest du es nicht komisch, dass ich auf einmal Basketball spielte und mich mit dir anfreundete? Nach all den Jahren, die wir schon zusammen in einer Klasse waren.“ Daniels Sicht wurde zunehmend verschwommener, er wollte endlich wissen, was mit ihm los war. „Darüber habe ich noch nie nachgedacht. Jetzt sag mir doch endlich, warum es mir so schlecht geht!“ Sam bedachte Daniel mit einem mitleidigen Blick. „Du hast darüber noch nie nachgedacht? Tut mir leid, aber hast du jemals selber gedacht? Dir Gedanken über andere gemacht?“ Samuel starrte Daniel durchdringend an. „Ganz im Ernst, ich glaube nicht! Und genau das wollte die Regierung auch erreichen, dass kein Mensch mehr fähig ist, eigene Meinungen zu entwickeln und sich ganz und gar auf andere verlässt.“

Samuel holte tief Luft und schaute die drei Männer an, einer von ihnen hob seine Hände und zeigte zehn Finger - zehn Minuten. Daniel merkte,

wie ihm das Atmen immer schwerer fiel, und er wusste immer noch nicht, was mit ihm geschah und wieso. „Hör zu Daniel, ich arbeite für die Regierung, seit knapp zwei Jahren bin ich in der Forschungsabteilung angestellt. Ich war für die Entwicklung eines tödlichen Gifts zuständig, ich habe es ‚Solanin S‘ genannt, dass S steht für Samuel...Aber zurück zum Thema. Die Aufgabe des Gifts ist es, alle Menschen, die sich nicht dem System unterwerfen, zu töten. Sie sterben innerhalb von wenigen Stunden. Nachdem ich das Gift entwickelt und hergestellt hatte, wurde ich beauftragt, eine Testperson zu finden, das Gift an ihr zu testen und die Reaktionszeit zu beobachten...“ Daniel war sich nicht sicher, ob es an seiner verschwommenen Sicht lag, aber für ihn sah es so aus, als würden Tränen über Samuels Wangen laufen.

„Es tut mir leid Daniel, ich habe dich als Testperson ausgesucht... All die Jahre, die wir in einer Klasse waren, hielt ich dich für dumm, ein totaler Durchschnittsmensch. Und dann beim Basketballtraining lernte ich dich besser kennen, und ich mochte dich, wirklich. Aber die Entscheidung war von Anfang an schon gefallen.“ Unter Tränen sagte Samuel leise: „Es tut mir so leid. In den letzten zwei Jahren hast du mich immer beschützt, warst mein einziger Freund auf der Schule, und doch...es tut mir leid, aber Arbeit geht vor Freundschaft.“ Daniel starrte seinen besten Freund fassungslos an. Das hatte ihre Freundschaft Samuel also bedeutet? Von Anfang an war für ihn klar gewesen, dass Daniel sterben musste? „Der Stich, den du heute gespürt hast, war eine Art Wanze. Von dem Augenblick an, seit sie unter deine Haut geschossen wurde, hat sie uns deinen Herzschlag übermittelt, so konnten wir abschätzen, wie viel Zeit du noch hast.“

Daniel war müde, die vielen Informationen schwirrten in seinem Kopf herum, und er wollte nichts als schlafen. Und doch war da noch eine Frage, eine letzte Frage, die ihn beschäftigte. „Wie ist das Gift dann in meinen Körper gekommen?“ Seine Stimme hörte sich dünn und zerbrechlich an, er hatte wirklich nicht mehr viel Zeit. Mit traurigem Blick hob Samuel Daniels Wasserflasche hoch. „Heute Morgen bei der Lieferung deines Essens und Trinkens haben Angestellte von mir das Gift in deine Wasserflasche gemischt.“ Daniel seufzte, so war das also. Er dachte zurück an den Moment in der Geschichtsstunde, wo er sich gefragt hatte, wie seine Zukunft aussehen würde. Tja, nun wusste er es. Keine sonderlich schöne Zukunft. Er merkte, wie sein Sehvermögen ihn vollends verließ, und dann wurde alles um ihn herum schwarz.



Gift, Machenschaften und Kartoffeln

Martin Ryll, 14 Jahre

Kapitel 1



„Und der nächste stellvertretende Stationsleiter von GenFlora ist ...“, verkündete Abteilungsleiter Patrick Fohlbeimer. Endlich bekomme ich meine Beförderung, dachte Theo Henke, der sich nach einem Gespräch mit dem befreundeten Abteilungsleiter sicher war, dass er den Job bekommen würde. „... Theo Henke!“ beendete Patrick den Satz. Theo ging - begleitet von den Glückwünschen seiner Kollegen - auf die Bühne, um Patrick die Hand zu schütteln. Dort nahm er den tosenden Applaus wahr. Alle Kollegen kannten und schätzten Theo wegen seines Fleißes und seiner Ehrlichkeit. Nur Arthur Winter, Theos persönlicher Feind, warf ihm einen hasserfüllten Blick zu. Theo verstand nicht, warum Arthur ihn so hasste. Er hatte von Anfang an versucht, es Theo so schwer wie möglich zu machen.

Das Unternehmen GenFlora produzierte gentechnisch veränderte Pflanzen oder erforschte noch unbekanntes Genkombinationen. Außerdem gewannen sie wichtige und teure Substanzen - zum Beispiel Gegengifte - aus eigenen genveränderten Pflanzen. Theo arbeitete in der Forschungsabteilung. Seine Arbeit beinhaltete unter anderem die Gewinnung von Gift und die Herstellung der entsprechenden Gegengifte. Auch nach seiner Beförderung dachte er gar nicht daran, diese Arbeit für einen Bürojob aufzugeben, denn das Hantieren mit giftigen Pflanzen war immer mit einem gewissen Nervenkitzel verbunden. Theo schreckte aus seinen Gedanken, als Patrick ihm väterlich auf die Schulter klopfte und ihn zu einem Essen einlud.

Kapitel 2

„Ich kann dir die Ofenkartoffel mit Sauerrahm und Kräuterbutter empfehlen. Die schmeckt wirklich exzellent“, meinte Patrick zu Theo. Theo wusste, dass er Patricks Empfehlungen vertrauen konnte. „Bitte



eine der besonderen Ofenkartoffeln mit Sauerrahm und Kräuterbutter für meinen Freund und die Fischplatte mit den Bratkartoffeln für mich“, bestellte Patrick das Essen beim Kellner. Als das Essen kam, musste Theo feststellen, dass sich Patrick mit seiner Empfehlung geirrt hatte, denn die Ofenkartoffel schmeckte leicht säuerlich und bitter. Um Patrick nicht zu kränken, aß Theo die Kartoffel ganz auf. Was Theo nicht bemerkte war, dass Patrick sein Essen nicht anrührte und ihn die ganze Zeit mit einem zugleich böartigen wie mitleidvollen Blick anstarrte...

Kapitel 3

Am nächsten Morgen begab sich Theo wie gewohnt in die Kantine, um sein aus Tee und Müsli bestehendes Frühstück einzunehmen. Er war vollkommen überrascht, als Arthur an seinen Tisch kam und ihm eine Versöhnung anbot. Theo war so überrumpelt, dass er zuerst kein Wort herausbrachte, stimmte diesem Vorschlag dann aber freudig zu. Als sie sich die Hand reichen wollten, streifte Arthur anscheinend aus Versehen Theos Teetasse, die daraufhin zu Boden fiel. Arthur entschuldigte sich vielmals und brachte ihm sofort einen neuen Tee. Theo war noch immer so verwundert über das plötzliche Versöhnungsangebot, dass er den bitteren Beigeschmack des Tees gar nicht bemerkte ...

Kapitel 4

Nach dem Frühstück ging Theo zu der Abteilung mit den giftigen Pflanzen. Aus ihnen konnte man u.a. Gegenmittel zu verschiedenen Schlangengiften herstellen. Theo sollte einige Blätter einer Stechpalme aus dem riesigen Gewächshaus holen. Er benutzte natürlich einen Ganzkörper-Schutzanzug, der sicherstellte, dass er nicht mit dem Gift der Pflanze in Berührung kam. Dieser Anzug bestand hauptsächlich aus einem undurchdringlichen Gummi-Kunststoffgemisch. Auf der Höhe des Gesichts war eine Plexiglasscheibe mit einer Sauerstoffkartusche befestigt. Manche der Pflanzen waren nämlich so giftig, dass ein Teil ihres Gifts in die Luft entwich.

Für Theo war die Prozedur mit dem Anzug schon zur Routine geworden, und so stand er innerhalb weniger Minuten angekleidet in der Schleuse

zum Gewächshaus. Er ging zu der Stechpalme und begann, ein paar Blätter in einen Behälter zu legen. Auf dem Rückweg übersah er ein welkes Blatt und rutschte darauf aus. Er fiel mit der Sauerstoffkartusche und der Plexiglas-Scheibe voran in die Pflanze und verlor das Bewusstsein. Erst in der Schleuse kam er wieder zu sich. Theo erinnerte sich nicht, wie er dorthin gekommen war, doch als er seine beiden Kollegen neben sich bemerkte, war ihm klar, dass sie ihn aus dem Gewächshaus gezogen hatten. Im nächsten Raum eilten schon die Sanitäter auf ihn zu, denn sein Anzug war zwischen der Sauerstoffkartusche und der Plexiglasscheibe aufgebrochen. Die Sanitäter testeten ihn sogleich auf Gifte in seinem Blut. Sie fanden ein unbekanntes Gift, das ihn nur noch ungefähr 10 Stunden am Leben ließ. Dann würde das Gift über sein Lymphsystem bis zu seinem Gehirn vorgedrungen sein und es von innen heraus zersetzen. Theo war angesichts dieser schrecklichen Nachricht vollkommen geschockt und konnte die Sanitäter erst nach einigen Minuten fragen, warum es denn kein Gegenmittel gäbe. Alle Gifte im Gewächshaus seien doch bekannt. Die Sanitäter meinten, dass durch das Zusammenspiel der vielen verschiedenen Gifte in der Luft ein neues entstanden sein musste, für das es kein Gegenmittel gab.

Nachdem man den geschockten Theo nach Hause gebracht hatte, rief er einen Studienfreund an, der für den Geheimdienst arbeitete, und übergab ihm wenig später seine Blutprobe. Da die Datenbank des Geheimdienstes zu Giften und Gegengiften weitaus größer war als offizielle Verzeichnisse, hoffte Theo, dass dort ein Gegengift gefunden werden konnte. Er selbst fuhr wieder zu seiner Arbeitsstelle, um dort die Datenbank über Gifte und Gegengifte zu durchforsten.

Kapitel 5

Es war schon Abend. Er saß am Computer und war schweißüberströmt, denn ihm war klar, dass es um sein Leben ging. Ihm blieb nur noch eine gute Stunde. Ein anderer Computer neben ihm war dabei, die möglichen Mutationen und Mischungen der Gifte auszurechnen. Es gab unendlich viele Möglichkeiten, doch nur wenige würden an der Luft überdauern. Die meisten würden sich nur Sekundenbruchteile nach der Entstehung in ihre Einzelteile auflösen und kamen deshalb nicht in Frage. Theo war schon fast am Ende der Datenbank angelangt, als er auf eine genveränderte



Kartoffel stieß. Unreife Kartoffeln und die eigentliche Kartoffelpflanze weisen normalerweise schon einen relativ hohen Gehalt des Giftes Solanin auf. Die gentechnisch veränderte Art hat jedoch auch bei reifen Kartoffeln einen extrem hohen Solanin Gehalt, während die eigentliche Pflanze fast solaninfrei ist. Zudem ist das Solanin in seiner chemischen Struktur verändert, sodass Betroffene völlig andere Symptome aufweisen. Theo verglich das Gift mit seinem und stellte überrascht fest, dass es sich völlig glich. Er hatte sein Gift gefunden! Er wähnte sich schon gerettet, als er den roten Hinweis auf dem Dokument las: Produktion des Gifts und Gegengifts eingestellt! Theo versuchte, die Zusammensetzung des Gegengiftes aufzurufen, um das Gegengift notfalls in seinem Labor selber herzustellen. Doch auf dem Bildschirm war nur die blinkende Nachricht zu lesen: „Fehlende Autorisierung!“ Das darf doch nicht wahr sein, dachte Theo. Er hatte als Abteilungsleiter eigentlich das umfangreichste Zugriffsrecht auf die Daten. Er versuchte es nochmals, doch wieder wurde das gleiche angezeigt. Na, wozu habe ich denn das Seminar „Hacking für Fortgeschrittene“ besucht, dachte Theo und machte sich ans Werk. Eine Viertelstunde später hatte Theo den Computer geknackt. Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück und klickte auf den Link. Auf dem Bildschirm erschien nicht wie erhofft eine Formel, sondern eine Zimmernummer, wo das Gegengift zu finden sei. Zuerst war Theo ratlos, bis er sich daran erinnerte, dass dies das Zimmer von Patrick war. Und dadurch ergab alles einen Sinn: Patrick, den er eigentlich als Freund schätzte, hatte ihn beim Essen durch eine Ofenkartoffel vergiftet. Theo verstand aber nicht, warum er das getan hatte.

Theo stürmte zu Patricks Zimmer, riss die Tür auf und fand das Zimmer leer vor. Er fing an, die Schubladen aufzureißen und die darin enthaltenen Dokumente nach der Formel des Gegengifts zu durchsuchen. Nachdem er alles abgesucht hatte, fiel ihm eine kleine, abgeschlossene Schublade an Patricks Schreibtisch auf. Theo versuchte alles, um sie zu öffnen, aber das Schloss wollte nicht nachgeben. Daraufhin kippte er unter beträchtlicher Anstrengung den Schreibtisch nach hinten und fing an, gegen die Schublade zu treten. Nach einigen endlosen Momenten brach das Schloss auf, und Theo suchte schnell das Blatt mit der Zusammensetzung des Gegenmittels heraus. Dort stand, dass das Gegenmittel einfach eine extrem hohe Dosis Magnesium wäre. Dieses würde dann mit dem Gift eine neue, ungefährliche Verbindung bilden und ausgeschieden werden. Theo sprang auf, um hinunter in sein Labor zu rennen und das

Magnesium zu holen, doch plötzlich stand Patrick in der Tür und richtete eine Waffe auf Theos Kopf. Theo verharrte mitten in der Bewegung und starrte Patrick fassungslos an, denn er konnte nicht glauben, dass dieser ihn offen mit einer Waffe bedrohte. „Hinsetzen!“, befahl Patrick und deutete mit der Pistole auf den Sessel hinter dem Schreibtisch. Er selber blieb in der Tür stehen und schaute auf seine Armbanduhr. „Du hast jetzt noch ungefähr 2 ½ Minuten zu leben. Dann wird das Gift dein Gehirn erreicht haben. Irgendwelche letzten Worte?“ Theo guckte auf seine eigene Uhr und stellte entsetzt fest, dass Patrick recht hatte. „Warum hast du mir das angetan? Ich dachte, du bist mein Freund!“, gab Theo zurück. „Tja, was Du nicht weißt ist, dass unsere Firma nicht illegale aber äußerst lukrative Geschäfte mit Terrororganisationen und dergleichen macht. Dein Persönlichkeitsprofil zeigt zu deinem Pech, dass du solchen Machenschaften nie zustimmen und sie aufhalten würdest! Solche Leute können wir leider in unserer gewinnorientierten Firma nicht gebrauchen. Da der Geheimdienst uns seit geraumer Zeit beobachtet, wäre die Entlassung einer solch hoch qualifizierten Fachkraft wie dir zu auffällig gewesen. Das Gift dagegen lässt deinen Tod wie einen Schlaganfall aussehen. So, genug geredet, du hast jetzt noch genau 15, nein 14 Sekunden zu leben. War schön, mit dir gearbeitet zu haben!“ Theo verlor all seinen Mut und bereitete sich auf sein Sterben vor. 13...12...11...10...9. Komischerweise spürte Theo aber noch nichts von dem Gift. 8...7...6...5...4. Auch seine Sinnesleistungen waren überhaupt nicht beeinträchtigt. 3...2...1...0. Theo blinzelte. Jetzt bin ich tot. Theo blinzelte nochmals. Irgendwie bin ich doch nicht tot! Weitere 10 Sekunden verstrichen, und Theo starb einfach nicht. Währenddessen breitete sich auf Patricks Gesicht ein immer ungläubigerer Ausdruck aus. „Warum stirbst Du nicht, verdammte!“ brüllte Patrick plötzlich. „Dann muss ich das also selbst erledigen!“ Patrick hob die Waffe und zielte auf Theos Gesicht, als plötzlich ein Ellenbogen gegen seine Schläfe donnerte. Patrick war sofort bewusstlos. In der Tür tauchte dafür Arthur auf, der Theo bedeutete, ihm zu folgen. Arthur selbst hob den bewusstlosen Patrick auf und warf ihn wie einen Sack Kartoffeln über die Schulter. Theo, der zum zweiten Mal dem Tod entronnen war, folgte Arthur völlig perplex. Als die beiden auf dem Dach des Gebäudes angelangt waren, stiegen sie zu Theos Erstaunen in einen bereitstehenden Helikopter ein. „Du fragst dich jetzt bestimmt, was das alles zu bedeuten hat. Wir sind vom Geheimdienst und beobachten die Firma wegen ihrer illegalen Machenschaften schon lange. Wir konnten GenFlora nur nie etwas nachweisen. Doch nun können wir



Patrick endlich vor Gericht bringen. Durch deine Vergiftung und einen Sender, den wir dir untergeschmuggelt haben und der alle Gespräche mit Patrick aufgenommen hat, haben wir jetzt genug Beweise. Auf dich sind wir durch deine Blutprobe und den daraus folgenden Nachforschungen gekommen. Wir konnten dich natürlich nicht sterben lassen. Deshalb habe ich dir heute Morgen eine große Portion Magnesium in den Tee getan. Noch Fragen?“

Vorstellung der Autoren



Hauptfigur



Name: Leonore Oestrich

Beschreibung der Figur: 15 Jahre alt, geht in die 10. Klasse, liest sehr gerne Bücher
Lieblingsbücher: Alex Rider, Percy Jackson, The perks of being a wallflower

Besondere Merkmale: hellbraune Haare, schreibt sehr gerne Geschichten, spielt Trompete

Hauptfigur



Name: Violetta Meier

Beschreibung der Figur: -15 Jahre alt
-geht in die 10. Klasse
-spielt Gitarre
-Lieblingsbücher: Die Tribute von Panem; Die Säulen der Erde

Besondere Merkmale:
-Schreibt zusammen mit Leonore ein Buch

Hauptfigur



Name: Lukas

Beschreibung der Figur: Vernünftig, belastbar, sarkastisch, teils analytisch, perfektionistisch und Hang zur maßlosen Übertreibung

Besondere Merkmale: Misstrauisch gegenüber Tunden (wirken heimtückisch)

Hauptfigur



Name: Martin Ryll

Beschreibung der Figur: Alter: 14 Jahre
175 cm groß,
Brille, blaue

Besondere Merkmale: Spielt Tischtennis

Hauptfigur



Name: Carolin Tratz

Beschreibung der Figur: weiblich, ca. 1,54 m groß,
blaues Haar, Eulen-Narce, lacht gerne,
nie ohne Schreibzeug aus dem Haus!
17 Jahre alt, zeichnet, spielt Flöte,
Chefleader, ehrgierig

Besondere Merkmale: immer auf ichlos, hat zu den selbstmarkierten Zeichen größtenteils Empfinden für (und braucht mehr Gelegenheiten, Jugendlichen aufzuschreiben...), meistens gut gelant





Hauptfigur

Name: Lisa Wurm

Beschreibung der Figur: -18 Jahre alt, in Russland geboren
-11te Klasse der Rainer-Werner-Fassbinder-
Fachoberschule für Gestaltung
-Hobbys: malen, zeichnen, skaten, Klavier spielen,
frümes, programmieren, mangas

Besondere Merkmale: oft schüchtern, dauerhaft
verwirrt, tolerant, kreativ, geduldig,
natur-, tier- & insektenfreundlich,
verrück+, creppy, verständnisvoll,
musiksüchtig




Viel Trubel herrschte beim JuKi-Festival am 28. Juli 2012 in der Kultfabrik



Für musikalische Stimmung sorgte u.a. die A Cappella Vocal Group One World Project und One World Project Junior unter Leitung von Sabrina Lorenz



Impressum

Kartoffelkrimis. München, März 2013 | Auflage: 250 Stück

Herausgeber:

Stiftung Otto Eckart | Grafinger Straße 2 | 81671 München
Kinder lesen und schreiben für Kinder e.V. | Spitzelbergstraße 10 a | 81476 München

Kooperationspartner:

little ART (Elena Janker, Lisa Wurm) | Das Kartoffelmuseum (Barbara Kosler)

Idee, Konzept und Redaktion:

Gitta Gritzmann (Germanistin/Autorin), Projektleitung
Kinder lesen und schreiben für Kinder e.V. | Spitzelbergstraße 10 a | 81476 München,
Tel.: 089 75979886 | Email: gitta@gritzmann.net, <http://www.kinderschreiben.de>

Zusammenstellung:

Gitta Gritzmann, Martin Schütz

Satz, Bildbearbeitung:

Martin Schütz

Schlussredaktion:

Gitta Gritzmann, Saskia Dahmer, Gunda Borgeest

Abbildungsnachweise:

Umschlag vorne: „Gangster-Kartoffel“ von Florian Pick (www.wondersandsign.de)
Umschlag hinten: „Kartoffel für Andy“ von Birgit Hofmann, 1998 (Das Kartoffelmuseum)
S. 19 und 21: Bleistiftzeichnungen von Carolin Tratz
Fotos: Tonya Engelbrecht (Boscopix Photography)

Alle anderen Abbildungen wurden am Computer angefertigt von Lisa Wurm,
Praktikantin bei little ART e.V. | organisation for children's art worldwide
Münchner Künstlerhaus | Lenbachplatz 8 | D-80333 München | info@little-art.org

Ein herzlicher Dank zum Schluss:

ganz besonders, an alle jungen Autorinnen und Autoren, die in ihrer
„kartoffelkriminellen Energie“ gar nicht zu bremsen waren.



*Mariana Federowa, Die Audienz beim Kartoffelkönig, 2001
(Das Kartoffelmuseum)*





DAS KARTOFFELMUSEUM

Grafinger Straße 2 // 81671 München
direkt am Ostbahnhof

Telefon: 089- 40 40 50 // Telefax: 089-40 81 86

Öffnungszeiten:

Dienstag bis Donnerstag nach Vereinbarung
Freitag 9:00 - 18:00 // Samstag 11:00 -17:00

Eintritt frei

Führungen und Veranstaltungen (auf Anfrage):
Erwachsene 3 € // Kinder, Schüler 1,50 €

Eine Einrichtung der



STIFTUNG
OTTO ECKART

www.ottoeckart.de